

The book cover features a highly decorative border of gold-leafed floral and scrollwork patterns. The central text is arranged in a vertical stack, with the title 'Die Leuchter der Königin' in a large, elegant script. Below the title, the author's name 'Frene-Forbes-Kosse' is printed in a smaller, similar script. A decorative horizontal line with a central diamond-shaped ornament separates the author's name from the publisher's information at the bottom.

Die Leuchter
der
Königin

von

Frene-Forbes-Kosse

Fischer, Verlag Berlin

Irene Forbes-Mosse
Die Leuchter der Königin
Phantasien

S. Fischer Verlag, Berlin, 1913

Bibliothek von ngiyaw eBooks

Illustration: Cover der Vorlage

Dem Grafen Eduard Keyserling
in Freundschaft

Die Leuchter der Königin

An der Tür der Königsgemächer standen sie.

Acht feine, schmalhüftige Geschöpfe. Sie hatten alle die sanfte, bräunliche Haut, die langen Augen ihres Stammes, und in ihrem Lächeln lag die ganze, zitternde Tücke der Sümpfe ihrer Heimat.

In den Händen hielten sie Kerzen, und fürwahr, schönere Kerzenhalter hätte man auch in der Schatzkammer Salomonis nicht gefunden.

Schon viele Stunden wachten sie; und die Nacht war noch jung, ihre Kerzen noch lang. O wie die kleinen Füße brannten; aber sie standen unbewegt. Mit den schmalen Eidechsenaugen starrte jede ins Licht, und das bewegte sich nicht, so leise ging der Mädchen Hauch, so reglos waren ihre Hände.

Zwei von ihnen waren Schwestern, andre hatten sich von kleinauf gekannt; andre wieder kamen aus entfernteren Dörfern, aber alle doch von demselben Stamm, wo die Männer hager und kühn und rachsüchtig, die Frauen schön und schweigsam sind. Früh reifen sie, in einem heißen, plötzlichen Frühling; ihre Kinder tragen sie wie kleine, hartgewickelte Mumien auf dem Rücken und haben nie gelernt, sie zu liebkosen. Später

verschwinden sie dann im Dunkel ihrer Lehmhütten, verwelkt, verachtet

Diese aber waren noch jung, ihre kleinen Brüste stachen fast durch die engen Gewänder, und sie hatten glatte, bräunliche Arme wie Lotosstengel. Schlank waren sie, mit den feinen Knochen, den straffen, bebenden Sehnen edler, schwer zähmbarer Tiere.

Und die Nacht wurde länger, und ihre jungen Glieder stöhnten nach Schlaf.

Der Aufseher der Sklaven steckte den Kopf durch den Vorhang der äußeren Halle; er blickte spähend umher, dann wandte er den Kopf zurück und schien ins Dunkel hinein Befehle zu geben. Nun trat er vor, von zwei Dienern gefolgt, die, ohne aufzublicken, Kissen und Decken an die Erde warfen und eilig ordneten. Alles geschah lautlos und mit größter Schnelligkeit; die Decken glitten geschmeidig auf den glatten Fliesen hin.

Sowie die Männer fortgegangen waren, steckten die Mädchen ihre Kerzen in den geschmiedeten Ring an der Tür und lagerten sich: eine lang ausgestreckt, mit leerem emporgewandten Gesicht, wie Tote auf Flüssen treiben; andre zusammengerollt, mit verschränkten Armen, als herzten sie etwas im Traum: eine kleine Gazelle, irgend ein vergessenes Spielzeug; eine auch lag auf dem Leib, die Stirn in die Arme gebohrt, wie sich Arbeiter zu Mittag lagern, wo die Steinmauer Schatten wirft auf den Weg.

Und die Kerzen brannten: ein Strahlenbündel, ein zehrender achtfacher Akkord.

Eine einzige Dienerin war an der Tür stehen geblieben. Die Arme hingen ihr an den Seiten herab, doch die Hände waren gespannt, als griffen sie nach etwas, und den Hinterkopf hatte sie zurückgelehnt und fest an die Mauer gedrückt. Sie trug ein durchsichtiges Zeug, düsterblau wie Sommernächte, mit silbrigen Lichtern, wo es den Gliedern auflag.

Die Herrin da drinnen ah, nun war sie wohl selig. Nun war die Türe geschlossen und niemand durfte hinein: die Boten nicht, welche Kunde brachten von Siegen oder Niederlagen, die fremden Gesandten nicht, mit Geschenken und spitzfindigen Verträgen. Und auch die Statthalter, die von Tribut redeten, von Hungersnot und Empörung, vor dieser Tür mußten sie stille stehn. Droben auf den Dächern wandelten die Sterndeuter; aber die Liebenden frugen nicht nach ihrem Spruch.

Drinnen waren die allerweichsten Kissen; ein Springbrunn plätscherte die Luft kühl, böse, glänzende Vögel schliefen auf ihren Stangen. Eine schwarzblanke Göttin saß und starrte wie steingewordner Urteilsspruch; Scherben mit Räucherwerk dufteten zu ihr auf, ein blutiges Täubchen lag zu ihren Füßen.

Und tiefer hinein gingen der Sklavin Gedanken, durch den Duft von Sandelholz und schmelzendem Wachs aber vor dem letzten Vorhang hielten sie ein, wie von

einem Stich getroffen, denn dort, an der Erde, in einer silbernen Mondlache, lag das feine, schmiegsame Panzerhemd des Feldherrn, schimmernd, wie eine Schlangenhaut in seichten Gewässern

Herrin! In allen Liebeskünsten wohlbekannt, als verriete ihr irgend ein Zauberspiegel, welche Gestalt sie annehmen sollte, um diesen oder jenen zu gewinnen. O sie konnte schwesterlich sein, wie ein kühlrauschender Baum, mit Schatten und Labung für alle Sehnsucht und Mühsal, und mütterlich wie ein schwerer, fruchtbeladener Zweig: da, da, ich hab' es für dich aufgespart Oder auch wie ein Springbrunn, der sich neigt, und perlt und leuchtet, von dem Regenbogenband der Lebenslust durchwunden, und fliehend ausweicht und sich nicht greifen läßt. Einem edlen Pferde konnte sie gleichen, mit schlankem, schauerndem Hals, mit harten, bebenden Beinen: »Sturmwind komm, sei mein Meister, wenn du's wagst!« — Aber auch ganz weich und reumütig kam sie geschlichen, eine kleine, betrübe Pantherkatze, die die Krallchen hinstreckt, daß man sie ihr schneide, denn sie will es gewiß nie, nie wieder tun.

Rätsel konnte sie aufgeben, listig und lauernd; mit den Philosophen diskutieren, die Lider zusammengekniff, in der schmalen Hand eine Blume, die sie wand und drehte und zerpupfte, wie sie die Theorien wand und drehte und in Fasern riß. Zu fremden Herrschern war sie gereist und hatte ihnen geholfen ihre Gesetzbücher schreiben. Denn

das verstand sie. Alle Ungenauigkeit war ihr verhaßt, und auch wenn sie grausam war, geschah's mit Ordnungsliebe.

Nur selten gönnte sie sich weiche Tage, wenn sie fünf grade sein ließ. Dann ging's wie Honiggeruch von ihr aus: das arme Volk blieb festgeklebt an ihrem Lächeln. Einmal, so wurde erzählt, hatte sie ein kleines elendes Bettlerkind seiner Mutter vom Arm genommen und an der eignen Brust trinken lassen; die Mantelspange hatte sich gelöst und sie hatte vor den fremden Heerführern gesessen wie aus Kupfer und Gold getrieben, in ihrer feinen, warmen Nacktheit, ruhevoll wie ein kostbares Gefäß; sie, in deren Mundwinkeln doch die Arglist tausend alter Nilschlangen spielte

Denn sie war nicht mehr jung, diese Frau mit dem geschmeidigen Körper. Da waren so leise Hieroglyphen, an den Schläfen, an den Augen; junge, grausame Augen spürten sie auf. Und bisweilen, wenn die Acht in einem breiten Sonnenstrahl vor ihr knieten oder tanzten, da merkten sie den hilflosen Ausdruck über das Antlitz der Herrin schlüpfen: »Ja, ihr könnt Zeit verschwenden — könnt im hellsten Sonnenlicht sitzen, ihr Eidechsen«

.

Die Halle war grau geworden. Es drangen ferne Geräusche an des Mädchens reizbare Ohren. Ein neuer Tag. Müdigkeit? Pah — sie wurde nur immer feiner und beweglicher, ihre Augen nur immer größer und

brennender, wenn sie eine Nacht durchwachte.

Die andern dehnten sich auf ihren Polstern. Ein kleiner Gartenjunge schlüpfte herein, Tau und Grasblüten im Haar und einen Korb am Arm.

»Feigen — Feigen!« rief er heiser.

»Ssss« machten die Mädchen und blickten furchtsam zur Tür. Aber dann zogen sie ihn zu sich, eine jede wollte Feigen haben, abwechselnd wurde er gekniffen und am Haar gerissen und abgeküßt mit süßen, klebrigen Lippen, die mehr haben wollten; es war ein verstohlenes Raufen wie in einem Nest voll junger Wildkatzen.

Das Mädchen, welches Wache gestanden, löschte die Kerzen. Ihr Gesicht war auch erloschen; Haß und Liebe gingen schlafen; ein neuer Tag fing an; sie fühlte ihre Wangen ganz grau.

»Feigen — Feigen,« rief ihr der Kleine ins Ohr. Sie hatte die Arme erhoben und nestelte an ihrem Haar. »Geh weg, Dionys, was schreist du hier am frühen Morgen« — sagte sie verdrießlich. »Ach du stachliges Ding,« sagte der Kleine, »war ich nicht sonst dein Herzensdieb, dein kleiner Traubenfuchs? Was ist dir für ein Wind in die Krone gefahren? Wart, ich hab dir ein schönes Haarband mitgebracht.« Er fuhr mit der Hand auf den Grund des Korbes und brachte eine kleine bläuliche Schlange hervor. Die Mädchen schrien auf; aber jene, die gewacht hatte, nahm das Tier, das sich sofort in zartschillernder Spirale an ihrem Arme festwand. Fast schmeichelnd ging

ihr Blick den Windungen nach. »Komm, schön Schwesterchen,« schienen die beiden einander zu sagen.

Der Knabe hatte die verstreuten Weinblätter in seinen Korb gepackt: »Gib mir das Tier zurück,« sagte er ungeduldig, »ich muß laufen, wenn der Aufseher kommt, gibt es Schläge.« Aber das Mädchen gab die Schlange noch nicht her. »Sie ist glatt und fein und wechselt die Farbe bei jeder Windung gleicht sie nicht unsrer königlichen Frau? Ich meine, sie sollte ihr wohlgefallen; ich meine« — und ein Lächeln kam und ging in ihren Wangenrübchen, als gälte es dort Untiefen zu erleuchten — »ich meine, es müßte unserer Königin wohl anstehen, solch schillerndes Geschmeide zu tragen am Hals oder an der Brust, ja doch, festgebissen an der Brust.« Und sie lachte auf und riß sich die Schlange vom Arm und warf sie dem Knaben in den Korb zurück.

Dann knüpfte sie den Zipfel ihres Schleiers um die erloschenen Kerzen und legte sich das Gebind über die Schulter.

»Kommt nun,« sagte sie gemessen, »es ist Zeit, der Jungvermählten das Bad zu richten.«

Der kleine chinesische Prinz spricht zu seinem Hündchen

Komm, Wu, krieche in meine Jacke, lege deine platte Nase fest an meinen Hals, da wo mein Herz schlägt. Siehst du, wenn ich mein Stühlchen auf den Tisch stelle, können wir zum Fenster hinaussehen. Die Gärten sind ummauert, aber der Palast ist sehr groß, Wu, wir könnten lange durch Gemächer gehen, in denen wir noch nie gewesen. Aber irgendwo träfen wir die alte böse Frau mit dem Gesicht wie gesprungener Lack, die mich herbringen ließ. Sie kniff die Augen zusammen, sie tat, als sähe sie mich nicht, und ich weiß, sie sah mich doch, — dann hob sie nur die Hand ein wenig, und ich wurde weggeführt.

Heut hat sie alle Leute fortgeschickt und alle Türen offen gelassen. Wir sollen neugierig sein, Wu, und hineingehen, hier ein Schränkchen aufmachen mit hundert kleinen Schubfächern, die nach Pfeffer und Mäusen riechen — oder etwas weiter, an dem großen Ei zupfen, das im rotseidenen Beutel von der Decke hängt; in dem Ei ist noch ein Ei und wieder eins, und ganz innen klappert es. Jetzt ist alles so stumm, Wu, aber denke nur, heute früh ist die alte Frau mit tausend kleinen Sturmschritten durch die Gemächer gelaufen, ein

Tischchen ist umgefallen, da, all die kleinen, grauen Tassen liegen an der Erde, wie zerbrochene Vogeleier. Sie gehören der alten Frau, es ist grüne Marmelade drin, nicht lecken, Wu, es wird den Menschen weh, die aus den kleinen Tassen essen.

Nein, Wu, du mußt dich nicht so schwer machen, so, leg dein Pfötchen um meinen Hals, wir wollen aus dem dritten Gemach nicht herausgehn. Denn es liegt alles da, um uns weiter zu locken, auch in den Gärten hängen kleine Reiter und Glockenspiele an den Büschen am Weg, aber wir müssen da nicht gehn, die Brücke ist nicht fest, und weiter dann kommt die Wiese, die wird auf einmal weich unter den Füßen, und die großen, seltnen Blumen sehen einen so an . . . Im Hof ist ein Brunnen, der ist schrecklich tief; der Brunnen der weißen Arme; man kann sie winken sehn, wenn die Sonne hineinscheint. Die böse Frau hat sieben schöne Damen hinunterstürzen lassen, ihre kleinen Füße waren zusammengebunden, ihr Haar stand ab in steifen, glänzenden Maschen, sie lächelten, sie schrien gar nicht, sie waren wie Puppen. Woher ich das weiß, Wu? O wenn ich schlafe, dann reden sie mancherlei, der alte magre Mann, der mich lesen läßt und die jungen fetten Männer, die mich bedienen . . .

Früher war ich bei einer kleinen, dicken, lustigen Frau; ihr Häuschen lag am Fluß, Wu, es war auch ein alter lustiger Mann dort, er stand bis an die Hüften im Wasser und fing Aale, er konnte allen Vögeln nachmachen, und

kleine Mühlen baute er mir, die sich im Wasser drehten. Aber auch dort durft' ich mit keinem andern kleinen Knaben spielen. Die alten Leute spielten selber mit mir, immer Verstecken, wenn ein Kahn vorüberfuhr; ins Reisstroh wurde ich gesteckt und einmal in einen Kasten, und so viel Kleider über mich, ich erstickte fast. Später kam der hagere Mann mit der Brille, er sah mich an und drehte und befühlte mich, ich weinte vor Angst, denn gerade so kniff die Frau die Hühner in den Rücken, um zu spüren, ob sie fett seien. Aber er nahm mich nur mit, und die alten Leute standen vor der Tür, wo die Aalreusen hängen, blinzten mit den Augen in der Sonne und verbeugten sich immerzu, als sie schon ganz klein waren.

Wu, so schlafe doch nicht, hast du denn gar keine Bange? Wenn der alte Mann doch wiederkäme, daß ich auch schlafen könnte. Da läuft ein Sonnenstrahl über die Erde, Wu, der sucht uns, will uns was sagen, aber wir verstehen ihn nicht.

Hier sind Bücher, Wu, daraus muß ich lesen. Lesen ist sehr schwer, das kann ich wohl sagen. Und Hölzchen, zum Ineinanderlegen. Aber dann fährst du mit deiner Pfote dazwischen, immer wenn ich eben das Wort beisammen habe. Weißt du auch, daß man dir die Pfoten abhacken will, wenn du nicht ruhig bist? Aber ich werde es nicht leiden.

Wu, du sollst nicht schlafen, sonst bin ich *ganz* allein.

Hör' die Spieluhr, ting — ting — es ist ein kleiner Soldat auf den Deckel gemalt. Eine der fremden Damen schenkte sie mir. Und eine andere brachte ein blaues Vögelchen, aber den andern Tag war es schon tot. Und einen roten Fisch hatte ich, der ist auch gestorben.

Wu, du machst so glotzige Augen, bist du durstig? Ich bin *sehr* durstig. Hörst du's plätschern? Aber wir wollen nicht in den Saal gehn, wo der Springbrunnen ist. Denn dort sitzt gewiß die böse Frau hinter der Schirmwand und kneift die Augen zusammen wie die Katze, als sie das Vögelchen gefressen hatte.

Komm, nun rollen wir uns ein in die gelbe Tischdecke; es ist eine Fliege ins Zimmer gekommen, der hören wir zu, und dann schlafen wir, Wu, und wenn wir aufwachen, sind wir vielleicht nicht mehr so ganz allein.

Fremde Erde

Ballade in Dramenform in zwei Akten

Vorgesang

Ich stand und sann, Tau kühlte mein Gesicht,
Nie hab' ich solchen Zauberduft getrunken,
Die Ebne lag im weißen Mondeslicht,
Geheimnisvoll und kalt in sich versunken.

Aus Nebelferne tönte Schellenlaut
Und näher kam es mir in ernstem Trabe,
Im goldnen Wagen saß die fremde Braut,
So fremd und still, als läute es zum Grabe.

Mit Gold gezäumt des Maultiers Achtgespann,
Mit Samt verbrämt und schweren Perlenquasten,
Sie gingen stolz und sahn mich würdig an,
Als trügen sie der Kirche heil'ge Lasten.

Prinzessin Braut, die fern aus Norden kam,
Des Südens Glut erwartet deine Kühle,
Wenn er den Tau von deiner Seele nahm,
Dann sinnst du wohl schweratmend in der Schwüle.

Er blieb dir fremd, der herrische Gemahl,
Der deine Jugend trank in raschen Zügen,
So gleich den andern dort im Bildersaal,
Mit schmalen Lippen, die bedächtig lügen.

Dein Kind hat deine klaren Augen nicht,
Fremd und verschmitzt erschreckt dich ihr Gefunkel,
Aus goldnem Käppchen blickt sein Angesicht
So rätselhaft in krauser Löckchen Dunkel.

Du denkst an deine Brüder jäh zurück,
Hoch gingen sie gleich steingehau'nen Rittern,
Wie blühend Flachsfeld schimmerte ihr Blick,
Ihr Lachen machte feste Balken zittern.

Wild war ihr Zorn, die blaue Ader schwoll,
Doch bald verraucht in froher Feierstunde,
Am Herd gelagert . . . und vertrauensvoll
Umspielten sie die Kinder und die Hunde.

Die schöne Königstochter kam herein,
Daß sie die Jäger und die Kämpfer grüße
Trug mit Bedacht ein silbern Badwännlein
Und kniete hin und wusch der Helden Füße.

Dann kam der Wein, mit Würze wohlgemischt,
Der Harfner sang die alten, kühnen Lieder,
Und durch die Halle zog so tauerfrischt .
Des Apfelgartens Atem auf und nieder.

.

Wie bitter dunstet hier die Lorbeerwand,
Und dürstend stehn die sonndurchbrannten Mauern,

Du träumst zurück ins grüne Kinderland,
Hörst weichen Regen durch die Buchen schauern.

Das ew'ge Licht bescheint Mariens Bild,
Du siehst es nicht, die Augen starr im Leeren . . .
D Gott, verschon« ein edles, krankes Wild,
Laß es zurück in feine Wälder kehren,

Laß es den Rauch der tiefen Dächer sehn
Und schlichter Leute freundliche Gesichter,
Und tiefer dann ins grüne Dickicht gehn,
Still — Still —da schließt es die erloschnen Lichter!

Personen:

Die Königin

Gertrud, ihre Milchschwester

Der kleine Prinz

Die Zwergin

Drei Hofdamen

Ein Mann

Eine Frau

Eine alte Frau

Ein junges Mädchen

Ein geisterhafter Reiter

Ort: Ein Schloß in einem südlichen Lande

Zeit: Als Bronzino seine Bilder malte

Erster Akt

(Ein Saal. Verblaßte Fresken an den Wänden. Ver-goldene Pfeilertische, über denen hohe, getrübe Spiegel angebracht sind; auch ein paar ausgestopfte Falken. Spärlicher pomphafter Hausrat. Links ein Kamin.

An einem erhöhten Fenstersitz sitzt die Königin und spinnt, neben ihr Gertrud, auch mit dem Rocken. Im Vordergrund die Hofdamen in steifen, dunklen Kleidern, an einem großen Stickrahmen beschäftigt. Blasse Wintersonne.)

Erste Hofdame: Wie der Wind saust! Der Sturm hat dies Jahr früh eingesetzt; kaum war die Weinernte vorbei, da heulte er schon wie im Januar.

Zweite Hofdame: Ja, die Finger sterben mir ab, und dabei soll man sticken. Gib mir die grüne Wolle, Doralice.

Dritte Hofdame: Ich kann die Nadel kaum festhalten. Rücken wir etwas an die Sonne.

Zweite Hofdame: Die Königin ist heute wieder ganz seltsam. Der Winter ist vor der Tür, da wird sie immer so ruhelos.

Erste Hofdame: Ruhelos? Ich meine, sie sei wie versteinert.

Dritte Hofdame: Wenn ich an die Maskenfeste denke,

die nun beginnen, und wie abends die Sänften durch die Straßen getragen werden, und der Schatten huscht an der Mauer entlang: die Fackeln, die erleuchteten Fenster, das Klimpern und Schwirren der Gitarren, wo sich eine Tür öffnet — ist es nicht zum Weinen?

Zweite Hofdame: Ja, sogar im Kloster war's kurzweiliger als hier. Die großen Prozessionen und die Einkleidungen und der Sprechsaal . . . Oder wenn man Anfechtungen hatte und einen Strick unter dem Kleide trug, der einen wund rieb! Aber man wußte doch, daß man am Leben war!

Dritte Hofdame: Die Spiegel sind trübe und fleckig, und die Bilder bröckeln von der Wand. Eulen und Fledermäuse — ja, daran fehlt es nicht, und unten ziehen die Schafe vorüber, die vom Gebirge zurückkehren — bäh — bäh — o, man möchte verzweifeln.

Erste Hofdame: Ja, *die* dürfen in die Stadt — um geschlachtet zu werden.

Königin (*am Fenster*): So müde sind sie, so müde, trippel — trippel — die kleinen Füße, Mütter und Lämmer!

Gertrud: Ei, denkt nicht dran — sie wissen ja nicht, wohin sie gehen. Der Tod ist kürzer als das Leben. Daheim, wenn der Hirsch am Spieß gebraten wurde, habt Ihr Euch keine solchen Gedanken gemacht.

Königin: Ja, im Walde sterben, allein, und über einem säuselt die Luft . . . aber so, müde, staubig, getrieben, und dann die enge Tür . . . o, es riecht nach den Erschlagenen — sie stemmen sich, sie wollen dort nicht hinein . o — o . . .

Gertrud (*beruhigt sie*): Kommt, seht nicht mehr auf die öde Straße, blickt hier hinaus, der Garten und weiter unten das Flußbett; jetzt ist es trocken, aber im Frühling, wie kommt das Wasser von den Bergen gestürzt, dann trinken sich die kleinen Weiden satt.

Zweite Hofdame: Ich sage euch, sie ist ganz wahnsinnig. Warum schickt man sie nicht zurück in ihr barbarisches Land?

Erste Hofdame: Der kleine Prinz ist doch noch zu jung, um ihn von seiner Mutter zu trennen.

Zweite Hofdame: Der Prinz? Man muß ihn ja zerren und zwingen, daß er zu ihr geht. Er ist viel lieber beim Jäger mit seiner kleinen Armbrust. Wie gut er schon Leimruten schnitzt — er ist der rechte Sohn seines Vaters. Nein, ich will's euch sagen: sie brachte eine große Mitgift ins Land; das wäre ein rechter Essigtrank, die wieder herauszugeben . . .

Gertrud (*zu den Hofdamen*): Im Garten schneiden sie die Hecken; die Pfade liegen ganz vollgetürmt. Soll ich die Aste herausbringen lassen, das würde flackern und

knattern im Kamin.

Erste Hofdame: Ja, tu Sie das, gutes Kind. Dann wird man ein bißchen warm werden. (*Gertrud ab.*) Wenn sie selber die Bündel herauftrüge, würde sie auch keinen Schaden nehmen — sie hat Arme wie ein junger Riese.

Zweite Hofdame: Sie soll eines ganz gewöhnlichen Jägers Kind sein, aber unserer Herrin ist am wohlsten in solcher Gesellschaft; mit unsereinem weiß sie nichts zu reden.

Königin (*tritt an den Stickrahmen der Damen*): Wie schön Sie sticken, meine lieben Damen — so feine, hurtige Stiche. Ich hab' es nie gelernt — meine Erziehung war wohl sehr vernachlässigt. Aber ich hätt' es auch nicht lernen mögen, denn warum soll man das Wechselnde festhalten? Aber einem goldenen Lindenblatt zusehen, wie's durch die Luft segelt . . . oder ein Eichenzweiglein in den Fingern drehen — ach, stundenlang könnt' ich das und mir « einen ganzen Wald dazu träumen — aber dies hier, das rauscht nicht, das wispert nicht, der Nachttau dampft nicht zwischen den Stämmen . . . Schatten . . . Schatten! Doch nichts für ungut, meine lieben Damen, Sie sind so geschickt und haben so feine Hände. Und ich weiß ja, all diese Mühe, dieser große Fleiß, es geschieht um meinetwillen — aus . . . Liebe für mich. (*Die Hofdamen verneigen sich.*)

Erste Hofdame: Haben Ihre Majestät gehört, daß ein Krämer eingetroffen ist? Im Schloßhof liegen seine Waren aus, geblumte Seiden, geschnitzte Käämme, flämische Kanten und allerhand Wohlgerüche aus Frankreich.

Königin: Ja, das alles würde Sie gewiß schön kleiden. Hier, meine lieben Damen, ist mein Nadelgeld. Kaufen Sie sich die schönen Dinge.

Erste Hofdame: Majestät sind die Güte selbst. Aber hätten Majestät nicht selber Lust . . .

Königin: Das drückt alles schwer. Als ich über die Grenze kam, nahm man mir meine Kleider weg; die hatten mich nie gedrückt. Wie seine Federn dem Vogel, waren sie mir. Dann gaben sie mir neue, steif und schwer — und große Halskrausen . . . o, da sing mein Elend an!

Erste Hofdame: Ja — aber, weiß Gott, nun macht sich's Ihre Majestät doch bequem.

Königin: Ich weiß . . . ich kann mein Haar nicht so auftürmen, wie Ihr und wie des Königs Schwestern es tragen. Es ist schwer; wenn ich die Nadeln herausziehe, hängt's herunter wie ein Schiffstau. Daheim, wenn ich beim Feuer saß und hatte mein Kätzchen auf dem Schoß, kam oft mein kleiner Bruder und band mir's heimlich an den Schemel. — Und ich saß und tat, als merkt ich's nicht. — Schöne Zeit das — schöne Zeit . . . *(Sie starrt vor*

sich hin.)

Erste Hofdame: Aber feine Halskrausen, oder Spangen und Ringe — haben Euer Gnaden daran kein Gefallen?

Königin: Nein — all das drückt so schwer . . . Und ich muß recht tief atmen können, denn seht, mein Herz will immer mehr Luft haben — es ist so leer. Und Ringe und Spangen . . . nein. Wenn die Armen am Gittertor stehen und betteln — sie haben so brennende Augen — und man reicht ihnen kleine Münzen hinaus, und die Hände funkeln und gleißen so — wie paßt das zusammen? — Nein — nein — *(Sie fährt sich mit der Hand über die Stirn und an den Hals, als wäre ihr das Kleid zu eng.)*

Hofdamen *(flüsternd):* Sie ist ganz und gar verstört, wie lange soll das dauern!

Königin *(geht im Saal herum, bleibt vor einem ausgestopften Falken stehen, blickt hinauf zu ihm):* *Le téméraire*, des alten Königs Lieblingsfalke! . . . Ja, so sieht ein berühmter Held aus. Verstaubte Augen, angeklebte Krallen; er, der hinaufschuß in die Sonne, ohne zu blinzeln, und sein Opfer nicht mehr losließ. Aber ein Sklave war er doch; er mordete auf Befehl. Mit Hunger und Durst bändigten sie ihn, eine Kappe von Samt mußte er tragen . . .

Gertrud *(die inzwischen wieder eingetreten ist):* Ja, es war recht gräßlich, edle Demen. Mit ihren gelben, verkrümmten Fingern krauten die hochselige Majestät des Vogels

ruppigen Kopf. Der Beichtiger, der Essighafen, blickte scheel auf vom Brevier — und niemand wagte ein Wort zu reden, bis der König sagte: »Fahret fort, Ehrwürdiger« —dann hub das Gemurmeln wieder an; klick, klick gingen die großen Bernsteinperlen in des Königs Schoß Ach, ich meinte oft, das Herz platzte mir vor Angst; ich müßte schreien — schreien in der Totenstille!

Hofdame (*spitz*): Es war Ihr wohl ungewohnt, mit Ihrer Herrschaft im selben Raum zu sitzen, Jungfer Gertrud?

Gertrud (*lacht*): Das wohl nicht, Hochedelgeborene, denn schon an meiner Mutter Brust hab' ich neben meines Fürsten Tochter gelegen; dieselbe milde Quelle versorgte uns beide. Aber in meinem Land bleiben die Knochen und staubigen Ehrwürdigkeiten hübsch in ihren Schreinen verschlossen, und ich war so dicke Luft nicht gewohnt. Auch blicken unsere Priester nicht so gallig drein wie hierzuland. Unsern Herrn Bischof, wenn der zur Julzeit in seinem Pelzrock durch die Dörfer reitet und Nüsse und Äpfel verteilt, den solltet ihr sehen! Die Kinder streuen ihm Tannenzweiglein in den Schnee, die Weiber bringen süßes Bier! Er trinkt und lacht und schwankt im Sattel; sein rotes Gesicht strahlt, seine weißen Brauen sind wie Eiszapfen am Dach. Überall kehrt er ein und segnet die Schwellen — so ein lustiger, alter Heidengott! (*Hofdamen wenden sich verächtlich ab.*)

Königin (*noch immer vor dem Falken stehend*): Warum durfte er

nicht im Walde sterben und verfaulen im Wald! Da lag er zart und königlich; die Ameisen nagten seine Knöchlein sauber, so behutsam. Seht seine Augen: tot und doch schlaflos; so starren sie, ohne zu blinzeln — immer, immer, auch nachts, wenn der Mond über die Wände schleicht. *(Sie geht wieder ans Fenster.)*

Erste Hofdame: Nun, Gertrud, öffne die Tür, die Leute bringen den Lorbeer, ich hör' sie auf der Treppe.

(Die Tür geht auf, Frauen und Männer treten ein mit großen Bündeln von Lorbeer, Reben und Ölbaumzweigen, die sie beim Kamin aufstapeln.)

Gertrud: Lorbeer und Neben und Ölbaumwurzeln! Kostbare Feuer brennt man hier zu Land, das muß ich sagen . . . *(Sie wirft Zweige ins Feuer)* . . . O, du Feuerchen, du hungriges Freundchen! Ruhmeskränze werf ich in deinen Nachen, Öl und Wein schütt' ich in deinen roten Schlund — da—da — wie der barmherzige Samariter in die roten Wunden des Beraubten.

Königin *(zu einer Frau):* Ich hab, dich oft vom Fenster aus gesehen. Du hast schöne Kinder, wo sind sie?

Die Frau: Ich ließ sie daheim, hohe Herrschaft, bei der Großmutter, sie ist krank.

Königin: Da hast du recht getan, denn es ist traurig, wenn alte Leute allein daliegen den ganzen Tag. Die Zeit wird ihnen lang, sie denken an so vieles, was nie wiederkommt, und dann geht die Sonne nieder, und die

Kammerwand wird rot. Aber sie starren vor sich hin, bis es ganz grau wird um sie her. Da hast du Geld zu Wein für die alte Mutter.

Frau: Hier unser Nachbar, hohe Frau, hat es schwerer als wir. Sein Sohn wurde erschlagen beim Bäumefällen.

Königin: Die Bäume rächen sich. Sie möchten gern leben. Jedes Blatt ist ein kleiner Mund, der Freude aus der Luft trinkt; die Sonne dringt ihnen durch Mark und Bein, der Frühling tanzt in ihrem Geblüt — wie uns. Aber es wird ihnen keine Handbreit Erde gegönnt in diesem schattenlosen Lande. *(Zu dem Mann):* War er ein guter Sohn?

-

Mann: Ein guter Sohn? Je nun, groß geschmeichelt und gestreichelt hat er nicht, aber er lachte bei der Arbeit und hatte seiner Mutter Augen.

Königin: Mein jüngster Bruder, der war auch immer im Wald und lachte, das hallte durch die Gänge. Hier — hier, armer Mann. Ja doch, ich habe nichts mehr. — Liebe Damen, schenken Sie mir etwas . . . *(Die Damen sehen erstaunt aus, greifen aber in die Taschen.)*

Königin *(blickt sie an):* Oder nein — nicht nötig, ich habe ja noch anderes. *(Sie nestelt ihre Mantelspange los, der Mantel gleitet zur Erde nieder.)*

Erste Hofdame: Aber, hohe Herrin, das geht nicht an, ein so kostbares Stück. Wir sind untertänigst bereit, Dero

gnädiges Geschenk zurückzugeben.

Königin (*hochfahrend*): Ich bitt' Euch, Grafentochter, denkt daran, wer Ihr seid. — Wenn ich etwas verschenke, so weiß ich, was ich tue. (*Sie gibt dem Mann die Spange.*)

Gertrud (*zur Königin*): Dies hübsche Mädchen ist versprochen. Nach der Ölernte ist Hochzeit.

Königin (*leise*): Bist du glücklich? Glaubst du, daß es noch schöner kommen soll? (*Mädchen lacht verlegen.*) Zuckt dir das Herz auf, wenn du seinen Schritt hörst vor der Tür? Hat jede Freude, die dir widerfährt, einen Rand von Tau, in dem die Sonne funkelt? Ach, und erscheint dir das Unglück selbst verwandelt, daß es dein Herz stille macht und weit, wie in einen Sternenhimmel zu sehen?

Mädchen: Ach, das versteh ich nicht, hohe Herrschaft. Aber die Arbeit ist ruhevoll, ich werd' mit allem fertig und sitze doch oft müßig da und schaue vor mich hin, wie ich es sonst nie tat. Aber mir ist, als hätt' ich drei Leben statt einem.

Königin (*düster*): Und jeder Augenblick ist wie eine Honigzelle, voll bis zum Rande. Geh, was soll ich dir schenken, du bist reicher als ich.

Gertrud: Wißt ihr kein Lied für unsere gnäd'ge Frau? Wir hörten euch oft im Garten singen . . .

Der Mann: Je nun —unsere Lieder —wenn die gnädige

Herrschaft an unserem Singen Gefallen hat? Wir haben nichts gelernt . . .

(Die Königin nickt — die Leute singen):

Weh mir, du grimmer Wind,
Woher kommst du gegangen?
Nun sind die Blumen tot,
Die Blätter fallen ab,
Die kalten Berge halten uns gefangen.

Am Abend ging er fort,
Ich gab ihm das Geleite,
Trompeten riefen auf und ab,
Durch dunkle Gassen hallte laut
Der jungen Burschen Schritt ins Weite.

Am allerletzten Haus
Hat man uns Wein gegeben;
Sie haben's gut gemeint,
Ach Gott, und war ein bitterer Wein,
Denn bitter schmeckt mir nun das ganze Leben.

Am Allerseelentag
Will ich drei Kerzen zünden,
Mein Bäumchen starb im Frost,
Mein Vöglein starb aus Gram,
Leer ist die Welt — ich kann dich nicht mehr finden!

Gertrud: Ei, was singt ihr so kläglich — das ist ja, als würden junge Katzen ersäuft. 4 49

Eine alte Frau: Wir singen statt zu weinen, Jungfer. Wenn unsere Söhne in den Krieg müssen, ohne Zorn, niemand weiß warum — wenn uns die harten Fronen erdrücken; manche seufzen dann oder beißen die Zähne zusammen, andere singen; was sie aber singen, wie sollt' es fröhlich sein! . . .

Königin (*summt vor sich hin*): Am allerletzten Haus . . . Ja, wenn man so aus der Stadt hinausreitet, wie da die Hütten allgemach spärlich werden — aber immer kommt noch eine, und wieder eine, und dann lange Zeit nichts mehr. Aber auf einmal wacht ein Lichtchen auf am Waldesrand und ist das allerletzte Haus . . . als ob ein Kind, halb im Schlaf, noch ein letztes Mal aufschluchzt . . . Singt weiter, Leute, laßt euch nicht irremachen: es sind die traurigen Lieder, bei denen das Herz still wird.

Die Leute singen:

Es sangen zwei Liebchen ein altes Lied,
Niemand hört es;
Nur der Wind, der durch die Blätter zieht,
Der hört es.

Der Wind sagt es weiter an seinen Sohn,
Legt sich nieder;

Jetzt geht durch die Wipfel der leise Ton,
Immer wieder.

Die Liebchen sind lange schon tot und stumm,
Alte Zeiten!
Doch geht noch ihr Lied im Walde um,
Wer kann's deuten?

(Die Königin hat versunken dagesessen; Gertrud winkt den Leuten, zu gehen).

Königin *(wie aus einem Traum auffahrend)*: Man soll den Leuten Wein geben, Gertrud — und es wäre mir lieb, wenn sie oft im Garten singen möchten. Wenn man auch die Worte hier oben nicht versteht — aber den Klang — den versteht man. — *(Leise versunken)*: Denn wir sind alle arm und bedürfen der Liebe . . .

(Die Leute verneigen sich unbeholfen. — Ab.)

Erste Hofdame: Erlaubt, gnädige Herrin, daß wir uns zurückziehen Es ist die Stunde, daß wir im Wandelgang Ball schlagen.

Königin: Ja — und es ist die Stunde, daß mich mein Prinzchen besucht. Auf Wiedersehen, meine Damen, und fröhliches Spiel. *(Damen ab. — Eine Glocke läutet.)* — — Nun ist schon bald wieder Abend . . . Heute habe ich meinen Rocken ganz abgesponnen. — Grob, Gertrud, so voll Knoten. Was würde deine Mutter dazu sagen, die so reinen Faden spann. Ach, Gertrud, könnt' ich mein Herz

abspinnen. Aber über Nacht kommt eine große Spinne und wickelt es wieder ein — grau und dicht — und morgens wache ich auf, und die Arbeit beginnt von neuem. Wo bleibt mein Prinzchen? Ach, warum hat es keine blauen Augen, wie meine Brüder? Ich glaube, mir würde leichter ums Herz, wenn es helle Augen hätte. —

Gertrud: Ja, das wäre wie ein Gruß aus der Heimat. Nun hat's aber ein paar Augen mitgebracht, die sind wie Schlehen im Tau. Sein Köpfchen sitzt ihm recht königlich auf dem Hälschen. Das Herrlein wird zu befehlen wissen. Und das tut ja auch not in dieser Welt.

Königin: Es ist so unbegreiflich! Man hat eine Seele, so klar, so ohne Arg, wie ein kleiner Teich, in dem sich das Gras spiegelt, und Augen, ganz still und ohne Furcht, und Hände, deren Druck nur eine Deutung hat. Man redet, man möchte verstehn, überhaupt, Gertrud, man ist so guten Willens. Und dann — entsteht etwas Fremdes in einem, das gar nicht zu einem gehört; später hält man's auf dem Schoß, und es schlägt die Augen auf — fremd wie die fremden Leute im Bildersaal, die vor Zeiten hier lebten, und von denen meine Väter nichts wußten. Die kleinen Hände greifen hastig und verstohlen, und ist da etwas Fremdes, das Fallen stellen wird, den Tieren und den Menschen. Und ist doch mein Fleisch und mein Blut und hat die langen dunklen Wochen mit meinem Herzen geklopft, mit meinem Atem geatmet. Und ist mein Blut,

— meiner Brüder Blut. Verstehst du das? *(Gertrud umarmt sie.)*
Ja, küsse mich nur, Küssen ist klüger als Reden. Das Leben hat nicht ehrlich mit mir gespielt.

(Sie tritt an einen Tisch, streicht mit den Fingerspitzen über Rosen, die in einem hohen Glase stehn.)

Wenn man doch gut wäre — immer — von klein auf — gut, wie die Blumen sind. Sie tun ihren Kelch auf, sie geben all ihren süßen Wohlgeruch, ohne zu sparen für den kommenden Tag. Es wird ihnen alles so leicht, da ist kein Opfer, — es ist ganz einfach. Ach, die Blumen in den Händen der Heiligen sind reiner als die Heiligen . . .

(Die Tür wird aufgestoßen. Der kleine Prinz, im grünen Jagdanzug, mit Halskrause und Dolch mit Gehänge, kommt hereingestürzt, hinter ihm die Zwergin, in verschlissenem, braunsamtem Velasquezkleidchen. Sie hat einen dicken Kopf, auf den ein Hut mit zerknickten Hahnenfedern schief ausgesetzt ist.)

Zwergin *(außer Atem)*: Ach, gebt mir's doch, liebes Herrlein, das Baretchen, das Federhütchen, ach — ach!

Prinzchen: Willst du wohl nicht krallen, du häßliche Spinne, laß mich, wart', ich werd' es meinem Väterchen sagen: du wirst gepeitscht und eingesperrt, wo es ganz schwarz ist, hu — huh —

Königin *(das Prinzchen an sich ziehend)*: Was hast du getan, was ist's, Zwergin, so rede doch!

Zwergin *(mit quäkender Stimme)*: Ach, das Baretchen, das rote Mützchen, süße Majestät, meines Söhnleins Mützchen. Er wurde verkauft, als er noch jung war, o nicht, daß ich

mich beklage, ich bin Euer Gnaden armselige Magd, und es geschah meinem Hause Ehre; denn er kam an den Hof eines mächtigen Fürsten und wurde zum Hochzeitsmahl in eine Pastete gebacken. Als der Mundkoch sie anschnitt, kam mein Söhnchen herausspaziert, gestiefelt und gespornt, und glänzte wie ein Erzengel. Ach, welch seinen Anstand er hatte, wie er mit dem Degen grüßte, der hochselige König ließ ihn bei seinem eignen Fechtmeister exerzieren, auf einem Tisch! Ach, schöne Majestät, mit dem Kronprinzchen, Eurem hohen Gemahl, hat er manches Mal gespielt; sie hatten ihm ein scharlachnes Gewändlein angemessen, und eine kleine Axt bekam er, grad wie der gestrenge Herr Scharfrichter selbst; und dann mußte er eine Maus richten mit einem Schlag, es war recht mörderlich. O wie lachten die gnädigen Herrlein, wie reich wurde er beschenkt. Er war so klug, so anständig! Wenn er mir auf den Leib trampelte, hielt ich still, denn er sagte: »Frau Mutter« — sagt er — »laß Sie mich trampeln, einmal will auch ich der Stärkere sein« — ach, meines Kindes Füßchen taten mir nicht weh.

(Königin rückt zurück, als ob eine Spinne in ihre Nähe käme.)

Königin: O schweig' von all dem Gräßlichen — es ist wie Moderluft in deiner Nähe — was willst du hier, was willst du von meinem Kinde?

Zwergin: Ach, das ist's ja — schöne gnädige Majestät. — Als er wegging, gab er mir sein Baretchen — nun

würde er ein berühmter Mann, ich sollte es gut verwahren — eines Tages würde es eine große Kostbarkeit sein. Ach, süße Majestät, das Barettchen, das Hütchen . . .

Königin: Ja, und wo ist's hingekommen, Zwergin?

Zwergin: Das gnädige Prinzchen hat's seinem Wachtelhündchen aufgesetzt, das ließ er tanzen, dann kam ein andres Hündchen, sie haben dran gezerrt und gerissen, aber das Herrchen nahm's ihnen weg. Ach, Herrchen, geben's mir Euer Gnaden wieder! . . .

Königin: Söhnchen, wo ist des Mütterchens Eigentum? — Gleich gib ihr's wieder, hörst du?

Prinzchen (*weinerlich*): Es stand meinem Wachtelhündchen so gut, es tanzte auf zwei Beinen; ich kitzle es mit der Peitsche und halt' ein Stückchen Zucker in die Höhe. — Das ist ein schönes Spiel. Wenn ihm die Zunge ganz lang wird, nehm' ich das Zuckerchen, so — und halt's ihm dicht vor die Nase — und dann — dann ess' ich den Zucker selbst! (*Er lacht boshaft.*)

(Die Königin reißt ihm das Barettchen aus der Tasche und wirft es der Zwergin zu, dann sinkt sie wie vernichtet auf einen Sitz beim Kamin.)

Gertrud: So — und nun fort mit dir, du häßliche Maulwurfsgrille — seh — sch — (*sie treibt die Zwergin vor sich hin, diese huscht in eine Ecke, wo sie verborgen sitzt und aufpaßt*) — (*zum Prinzchen:*) Herrchen, das war nicht sein für eines Königs Sohn. Seht, Eurer Mutter Brüder, das sind wahrlich große

Herren, aber sie sind gut zu Menschen und Tieren. Ja, zornig können sie sein, da schlagen sie wohl alles in Stücke, aber necken und quälen, nein, Herrlein, das tun nur die kleinen bösen Affen, die im Garten im großen Käfig sind. *(Leiser)*: Herrchen, die Affen sind lauter kleine Knaben, die böse waren, den Fliegen die Beine ausrissen und die Hunde peinigten. Wie sie gestorben waren, wollten die lieben Heiligen sie nicht ins Paradies einlassen, wo so viel frommes, unschuldiges Getier ist. Aber weil sie doch klein waren und unvernünftig, legte sich Gottes Sohn ins Mittel, daß sie nicht zu den Teufelchen kämen. Da sagte der himmlische Vater: »Hundert Jahre lang sollen sie Affen sein und eingesperrt werden, und dann will ich's mir nochmal überlegen!«

Prinzchen: Ach Gertrud, der Jäger sagt, du redest nicht klug. Das ist ja alles gar nicht wahr. Ich sterbe nicht und werde auch kein Affe. Ich werde groß und stark wie mein Väterchen, dann laß ich Falken fliegen und reite hinter den Hirschen her, und seh' zu, wie man die bösen Juden und Ketzer verbrennt, die meinem Väterchen so viel Kummer machen.

Königin: Söhnchen, komm her zu mir *(der kleine Prinz gehorcht widerwillig, sie zieht ihn an sich.)* . . . Kind, Kind, als du geboren wurdest und sie dich brachten, da dachte ich, nun wird alles gut. Du hattest eine Amme aus den Bergen, ganz braun war sie und hatte eine schwarze Mähne wie ein

kleines, wildes Pferd. Du lagst an ihrer Brust, die Milch gluckte in deinem Hälschen, dein Volk nährte dich. — Aber ganz heimlich nahm ich dich auf den Schoß. Später dann, wie du ansingst zu verstehen, wurden wir so gute Freunde. Oft saßen wir beisammen, in der Abendsonne, am Nachmittag, wie heut! Du griffst nach den Sonnenstäubchen mit deinen kleinwunzigen Händen, ja — das weißt du nicht mehr. Einmal, wie wir so saßen und uns nicht rührten, kam eine Maus und sah uns zu . . . Su — su — dein Köpfchen lag an meinem Hals, grad unter meinem Kinn —so — ganz dicht— ganz dicht . . . Willst du nicht mehr mein kleiner Freund sein? Ich erzählte dir Märchen, du hast oft laut gelacht, und Püppchen macht' ich dir, Hirsche und Eber und kleine Jäger, aus Eicheln und Tannenzapfen. Und jetzt . . . Ich bin ja wohl ein dummes Mütterchen, aber ich hätte dir noch vieles zu erzählen, von Helden und Heiligen, und von den Tieren im Wald . . . *(sie hält einen Augenblick inne, leise, bebend)*, auch von armen Menschen, die gefangen sind und sind wie reine Klingen, die in Lumpen gehen, und sind doch königlich wie Blumen . . . Ach, du mußt nicht grausam sein, du mußt deine kleinen Hände rein halten, nicht quälen und neiden . . . Kindchen, ach, so hilf mir doch ein wenig!

Der kleine Prinz *(hat ungeduldig zugehört)*: Da ist Hubert vor der Tür, Mutter, laß mich los. Hubert sagt, du darfst nicht mehr in den Wald, weil du niemals heim kommen willst,

da hat es Väterchen verboten.

Königin: So bin ich gefangen, Gertrud?

Gertrud: Nein, liebe, einzige Frau, nur bis ihr kräftiger geworden, hat der Medikus gesagt, sollt Ihr nicht aus dem Garten gehn.

Königin: Weißt du, Gertrud, der Medikus, das ist gar kein Medikus, sondern eine Spinne. Hier sind so viele Spinnen. Die Hofdamen auch kleine schwarze Spinnen . . . o die bösen Augen, mit denen sie mich ansehen! . . .

Prinzchen: Mutter, nun geh' ich — Hubert hat Nachtigallen im Käfig, denen will er die Augen ausbrennen, dann singen sie immerzu, sie wissen dann nicht, ob Tag oder Nacht ist.

Königin: Die Augen — o Gott — eines Vögleins Augen! Und du — du — mein eignes Kind. *(Sie ergreift eine Stickschere.)* Komm her, mm will ich dir zeigen, wie das tut — ich will deine kleinen bösen Augen totmachen. — Nein — ich lasse dich nicht los.

(Gertrud hält ihren Arm fest, der kleine Prinz stürzt schreiend zur Tür, es kommen Leute herein, sie rufen :)

Die Königin — haltet sie — sie will den kleinen Prinzen umbringen, sie ist toll geworden, bindet sie, haltet sie fest . . .

(Die Königin steht ganz still, wie versteinert, mit herabhängenden Armen; plötzlich schlägt sie die Hände vors Gesicht, schreit auf:)

Blinde Vögel — auf immer gefangen! O Gott in
deinem Himmel, hast du denn keine Macht?

Zweiter Akt

(Königin und Gertrud allein in einem vergitterten Turmzimmer. Durch das offene Fenster hört man die Schritte eines Soldaten auf der Terrasse des Turmes — dann einen Hornruf, dann die junge, knabenhafte Stimme des Soldaten:)

Mein Brüderlein kommt durch die Schlucht geritten,
Des Maultiers Glöckchen sind mit Gras umwunden,
Mein Brüderlein, wie lausch' ich deinen Schritten,
Hast du in dunkler Nacht den Paß gefunden?
Du beugst das Knie, es strahlt der heil'ge Schrein:
Ihr Heil'gen, führt mein armes Brüderlein!

Allein Brüderlein, ich seh' dich lustig schweben,
Die Arme auf dem Rücken festgebunden,
Mein Brüderlein, es war ein karges Leben,
Hast du in dunkler Nacht den Paß gefunden?
Und ließen dich die lieben Heiligen ein?
Wo bist du nun, mein armes Brüderlein?

(Königin sitzt auf einer Ruhebank, ein Buch im Schoß; Gertrud am Feuer.)

Gertrud: Das ist derselbe Wächter, den wir vor einem Monat hatten, das Liedchen sang er damals auch. Er hat noch eine rechte Kinderstimme . . .

Königin: Jung — jung und sorglos. Aber das Liedchen

ist traurig. Armer Leute Kind. Er wird aus den Bergen sein, wo die zottigen Schafe herkommen.

Gertrud: Nachts liegen die Hirten in Decken gewickelt beim Feuer, an jedem Berghang sieht man's glimmen — und rufen einander zu, das hallt übers Tal hin, daß einem das Herz aufrauscht.

Königin: Ja, man möchte dort sein und im Myrtengestrüpp liegen, das duftet so bitter. Man starrt in die Höhe — man weiß von gar nichts mehr. *(Sie liest wieder in ihrem Buch).*

Die Geschichten hier gleichen unseren Märchen. Arme Leute haben überall dieselben Sorgen und dieselben Freuden. Hier heißen sie's Öl und Welschkorn — bei uns ist's Gerste und Gras. Aber hier wie dort — Arbeit und Angst. Die Armen in allen Ländern würden sich bald verstehn. *(Sie liest wieder, läßt das Buch sinken)* — — Armer Leute Kind! Warum wurde ich nicht so geboren! Reisig sammeln und Essen kochen, und abends vor der Haustür sitzen, dann kommt der Mann heim mit der Axt über der Schulter — müde und froh — ja, was haben wohl die Engel, das besser wäre, als müde zu sein und froh . . .

Aber hier in dem Turm ist mir's recht heimlich, Gertrud! Ach, die hohen, getäfelten Zimmerdecken und die grauen, schauernden Spiegel an den Wänden: Kalt — kalt. Was sollte ich dort inmitten? Wenn ich tot bin, dann

sage meinem Herrn, ich ließe ihm ein langes Leben wünschen und Dank sagen für den Frieden und die Freiheit hier . . .

Gertrud: Frieden, ja . . .

Königin: Und auch Freiheit. Denn diese grauen Mauern, die hab' ich lieb, sie schützen mich so treu, drum schmück' ich sie auch mit Laub und Blumen, sie fühlen, wie ich's meine. Kein anderer kennt sie so, nur die kleinen Eulen bauen Nester in ihre Fugen. Und dann, Gertrud, wenn alles schläft, wenn auch du nicht wachst, tun sie sich auf, und ich blicke hinaus ins Land, nach allen Seiten . . . Silber liegt die Welt da — und auf einer silbernen Brücke steig' ich hinab . . .

Gertrud: Liebe, süße Frau . . .

Königin: Nein, nein — ich rede nicht irre. Du weißt es ja auch: wenn Vollmond ist, reitet der verwunschene Mann das Flußbett herauf bis zu diesem Turm. Er sucht seine Liebste, die freite einen andren und starb, dieweil er im Krieg war. Und weil er die Liebe lästerte, muß er in der Mondnacht das Flußbett heraufreiten und immer wieder den brennenden Trank der Sehnsucht trinken. Aber nun gehe ich neben ihm her und blicke ihn an und sage ihm, was ich leide, und mich deucht, mein Gram wird immer blasser; aber auch er wird bald erlöst sein — denn nun grämt er sich auch um mich

Gertrud: Liebste Frau! Die alte wirre Sage. Denkt lieber an Eure Heimat. Schon sind Boten unterwegs. Eure Brüder werden kommen, Euch zu befreien, denn Euer Vater, Eure Mutter, ach, die hören Euch nicht mehr!

Königin: Ja, ja, mein jüngster Bruder wird kommen, aber es wird zu spät sein. Wie heißt es doch in dem alten, grausamen Lied:

Den letzten Gal und den sie tat,
Sie ruft ihren jüngsten Bruder an . . .
Der Bruder saß beim kühlen Wein,
Der Schall, der fuhr zum Fenster 'rein:
Nun hört ihr Freunde alle,
Meine Schwester schreit im Walde!

Ja, Gertrud, ihr war unrecht geschehen, ihr war bitter unrecht geschehen. *(Sie weint.)*

Gertrud: Süße Frau — es dauert nicht mehr lang, dann kommen Eure Brüder die Treppe heraufgestürmt; o, die machen andere Sätze als die Männer hierzuland. Der Turm wird zittern, wenn sie Euren Namen rufen. Dann ist mein schöner Vogel frei, und wir stiegen über die Grenze heim, wo die tiefen Dächer sind und die kleinen Raschelbäche unter dem Buchenlaub es so eilig haben, wo die Erde dunkel ist und feucht und anders riecht als hierzuland —und rote Apfel liegen im Gras für arme Kinder! . . .

Königin: Ja, du hast Heimweh; armes Trudchen. Ich habe keins mehr. Nein, auch dieses Land ist schön und gut . . . Es ist wie eine entthronte Königin, die zart und hager am Wege steht — ihr Mantel ist zerrissen — aber sie lächelt und bringt's nicht übers Herz, den Leuten die Hand hinzustrecken.

(Leise, eindringlich:) Glaube mir, in meinem Jammer, da die Menschen Steine waren, wurden mir die Steine zu Freunden. Dort, das Flußbett — ich kann die Augen nicht davon wenden. Denn über seine weißen Steine, Gertrud, werd' ich gehen, wenn das Ende sein wird aller meiner Not. Und jedem Stein will ich für seine Freundschaft danken, leise will ich austreten, jeder Schritt soll zur Liebkosung werden.

Gertrud: Ja, liebste Seele, wenn Eure Brüder Euch holen kommen.

Königin: Gertrud, es ist zu spät! Was soll ich auch daheim? Wenn unser Herz zerbrochen ist, ist's nicht gut, dorthin zurückzukehren, wo wir klein und froh und ohne Schuld waren. Denn das Herz zuckt und ruckt und möchte wieder werden wie zuvor. Und das geht nicht, Gertrud, das geht nicht.

Gertrud: O, das geht doch, mein Täubchen. Freude heilt, Freude heilt. Was hast du auch Böses getan?

Königin: Und dennoch . . . o, es gibt Qualen, die sind

wie Sündigen; wer das einmal erlitt, kann nie mehr werden wie zuvor. *(Sie tritt ans Fenster.)* Bald kommt der Mond! Sieh das Flußbett, wie fahl . . . der Weg ist nicht zu verfehlen . . .

In einem goldenen Wagen fuhr ich her; acht Maultiere zogen ihn, aus getriebenem Silber waren Zaum und Zügel, mit perlenen Quasten. In jedem Dorf kamen Mädchen mit Blumen und Webereien; der Wagen fuhr so feierlich, die Glocken schwangen sich schier zum Kirchturm hinaus. Aber mein Herz wurde immer schwerer. *(Leise, schauernd.)* Und in diesem grauen Kittel, auf meinen bloßen Füßen werd ich von hinnen gehn, und das Herz wird mir leicht sein, wie einem Kind, das neben seinem Vater hergeht am Abend.

Nun will ich schlafen, Gertrud. Sag, was schrien die Leute unter dem Fenster, ich hätte meinem Söhnchen ein Leid antun wollen . . . Mein Söhnchen? Das ist ja lange tot. Es war so winzig klein. Einmal hatte man's in einen Kuchen versteckt —es war mein Hochzeitsfest —weißt du —und wie der Mundkoch hineinschnitt, ja . . . nein . . . wie war es doch? Das war. mein Söhnchen nicht — *(sie setzt sich auf die Ruhebank beißt auf den Finger und weint vor sich hin)* in mein Herz schnitten sie mir, in mein Herz . . .

(Gertrud hat sich hinter die Königin gestellt, löst ihr die Flechten, sie fängt an zu singen, leise erst, dann lauter; die Königin fällt nach einem Augenblick, nur summend, mit der zweiten Stimme ein):

Ich hört' ein Käuzlein schreien, war zur halben Nacht,
Die Sterne hielten all am tiefen Himmel Wacht,
Rief das Käuzlein lang und laut:
O wie traurig liegt die Braut
In dem goldnen Bett, von Seide überwacht.

Ich hört' ein Täubchen gurren, war noch halbe Nacht,
Der Tag rieb sich die Augen, war nur halb erwacht,
Rief das Täubchen treu und traut:
O wie selig schläft die Braut,
Der die Lieb im grünen Wald das Bett gemacht.

Königin: Ob ich wohl redlich war gegen meinen Herrn?
Denn er gab alles, war er mir versprach: Krone und
Pracht, und den Platz zu seiner Rechten. Aber mein Herz
schloß sich zu vor ihm; fest, fest, durch keine Ritze sah
er's flimmern. War das redlich gespielt? Und doch ist mir
so wohl, so wohl, daß er nie einen Blick dorthinein tat.
Verstehst du das, Gertrud? *(Eine Pause.)* — Wenn man auch
nur einen einzigen Menschen haßt, Gertrud, kann man
dann einen andren lieben? Ist es nicht wie eine kleine
bittere Quelle, die all die süßen Quellen auch bitter
macht? O, ich habe bitter gehaßt, Gertrud, wie der Vogel
seinen Käfig, wie der Falke seine Kette haßt und die
Hand, die die Kette hält. Als *er* damals krank lag an der
bösen Seuche . . . starr und steif saß ich an seinem Bett;
die Lichter brannten vor dem Heiligenbild, und da betete

ich: O Krankheit, hab Erbarmen, nimm uns beide! . . .
Aber um seine Genesung bat ich nicht.

Gertrud: Süße Frau, was weiß man, was man tut, wenn man in der Qual um sich schlägt! Denkt nicht mehr an die alten Schatten. Ihr habt ja niemandem ein Haar gekrümmt. Denkt daran, wie wir bei Mutter am Feuer saßen im Jägerhaus. Vater brachte einen jungen Fuchs mit, der war wie eine wollene Kugel, und im Holunder piepten junge Meisen. Kommt, wir wollen noch eins singen.

Königin: Ja, sing' das Lied von dem Kind, das sich im Garten verirrt . . .

Gertrud: Ein dummes Lied.

Königin: Nein, ich kann's gut leiden. Mir ist, als sei das mein Schwesterchen gewesen.

(Sie singen:)

Das Kind Madlena hat so hell gesungen,
Als es im Haselholz sich Nüsse las,
Wie eine Spindel sich im Tanz geschwungen
Bei Glühwurmleuchten überm Wiesengras;
Das Kind Madlena hörte fremde Zungen,
Als es im Mittagschein beim Springbrunn saß,
Die dunklen Gärten haben es verschlungen . . .
Fern tönt sein Stimmchen wie gesprungnes Glas.

Königin: Die dunklen Gärten, ja, die locken und saugen, man muß immer tiefer gehen, und die Wege führen alle zusammen an ein weißes Haus; ganz weiß und verschlossen glüht es in der Sonne. Da drinnen wohnt die Zauberspinnne. Und das Kind hatte keinen Willen mehr; es stand auf der Schwelle, . . . angewurzelt . . . und wartete. O schrecklich — nie — nie fand es den Weg nach seiner Heimat zurück!

Gertrud: Was Ihr nur alles fabelt! Das Kind war einem Schmetterling nachgelaufen, immer tiefer, bis es den Weg verlor —im Dickicht. Aber aus einmal klang eine Axt, und da fand es gute Leute und setzte sich aufs Reisig — und nachher nahmen sie's bei der Hand und führten es nach Haus, *(Eine Pause; Gertrud riecht an einem Sträußchen, das in einem Becher auf dem Tische steht.)* Ja, nun ist Frühling auch bei uns daheim. Der ist stärker als Mauern und Tore. Da werden die Walltürme gar wie betrunken. *(Singt.)*

Der Frühling kam vor meine Tür,
Ich ließ ihn ein und bring ihn dir.
Die Arme so von Blumen schwer,
Geh ich an seiner Seite her.
Tia—üht — sang die Nachtigall, sang uns ihr ewiges
Lied.

Am Tor hielt uns der Wächter an,
Der Wächter ist ein finstrer Mann;

Doch als er meine Blumen sah,
War's, als ob Liebes ihm geschah.
Tia—üht — o du Nachtigall, sing uns dein ewiges Lied!

Auf ihren Schwellen stehn die Leut,
Vergessen, was sie brennt und reut,
Und auch der lahme Bettelmann,
Der fängt fürwahr zu tanzen an . . .
Tia—üht — o du Nachtigall, sing uns dein ewiges Lied!

Königin: Hier schmetterten die Nachtigallen so laut, so triumphierend, von allen Hügeln hallt der Ton zurück. Man meint, sie hätten kein Nest, keine schlafenden Kleinen . . . Herb und zart ist hier die Erde, aber sie hält nicht fest. Wandre, wandre, sagt sie, über mein steiniges Hügelland, wo die Reben im Nachttau baden und der Ölbaum schauert, zu Silber gefroren im Mondlicht. Wandre die steinigen Pfade, durch bittres Myrtengebüsch, höher noch, bis zum Bergkamm. Nimm einen Stab, aber kein Bündel. Geh ohne Hast, ohne Last, wende dich nicht. Der Menschen Not und Sorge, was sind sie dir, wo mein freier Atem weht? Hier ist leicht sterben, Gertrud! Aber daheim . . . Wo jeder Baum, jedes Dach sich breitet: Bleibe, wir haben dich lieb . . . Nur die gute, treuherzige Erde würde sagen, komm, fürchte dich nicht! . . . Ja, die Erde, gut und verschwiegen: wo die Wurzeln ihre dunklen Wege gehen. Sing, Gertrud, die Augen werden

mir schwer . . . aber nichts Lustiges, denn das sind kleine
Messer, mit denen du spielst . . .

Gertrud (*singt*):

Ich wollt einmal recht früh aufstehn,
Im grünen Wald spazieren gehn.

Und als ich in den Wald 'rein kam,
Da fand ich eine schneeweiße Dam'.

Die Dam', die war von Blut so rot,
Und als sie sich umwandt, da war sie tot.

Wo sind ich nun sechs Trägerknaben,
Die mein Feinslieb zu Grabe trag'n?

Sechs Trägerknaben sind schon bereit,
Von lauter Silber und schwarzer Seid.

Wo krieg ich nun drei Leidfräulein her,
Tun meinem Feinslieb die letzte Ehr?

* Drei Leidfräulein, die kommen schon
Mit seidnen Kissen und Perlen Kron.

Wie lange muß ich denn traurig stehn?
Bis alle Flüsse zusammen gehn,

Ja, alle Flüsse sind einand zu weit,
So will ich trauern in Ewigkeit! . . .

Königin (*summt vor sich hin*):

Sechs Trägerknaben sind dir bereit,
Von lauter Silber und schwarzer Seid! . . .

(Sie schäft ein.)

Gertrud: (*geht im Zimmer hin und her, rückt dies und jenes zurecht, fegt die Asche im Herd zusammen, horcht an der Tür; dann setzt sie sich seufzend ans Feuer, den Kopf auf die Knie gesenkt, welche sie mit den Armen umfaßt. Die Kohlen glimmen noch ein paarmal auf, dann wird alles dunkel. Durch das Fenster kommt ein silberner Strahl und bescheint die schlafende Königin im Ruhebett.*)

(Dann tut sich die Wand auseinander —man sieht das Flußbett im Mondschein. Es erscheint ein Reiter, der seinen Heim in der Hand hält — er kommt immer näher, er steigt ab, bindet sein Pferd an einen Ring in der Mauer und bleibt im silbernen Licht an der Maueröffnung stehen.)

Königin (*richtet sich mit großen, starren Augen auf:*) Du bist's. Ja, ich wußt es, du ließest mich nicht warten. (*Sie steht auf, geht auf ihn zu.*) Was blickst du um dich? Suche nicht mehr, du Armen In den hallenden Sälen wirst du sie nicht finden, in den Gärten nicht, wo der Lorbeer dunstet. Nur die getrübten Spiegel, in denen der Abend flimmert, wissen noch von ihren großen, ängstlichen Augen zu erzählen. Du bist ihr nicht mehr gram. So etwas Weiches, Verweintes, wie sie war. Wenn du sie fändest, kein Wort des Zornes brächtest du hervor . . . Sie lag so einsam, ihr

kleines, totes Kind im Arm. Als der bitterste Schmerz über sie kam, dachte sie nur an dich, und ihre Lippen suchten aus heißen Kissen nach deiner Hand. *(Die Gestalt kommt einen Schritt vorwärts, blickt die Königin an.)* Ach, suche nicht mehr, laß dein Herz Ruhe haben, wie die Erde ruhevoll ist aller Qual. Reite zurück bis zur Mündung des Flusses, wo dich der Tod traf in der Mittagsglut; die Strandvögel laufen über dir dahin — zierlich, zierlich ihrer Tritte Spur, wie der Dreizack winziger Meergötter. Ach, dort ist Ruh, Stille umher; nur das große Rauschen . . . kein Kummer, keine Reue, ja, keine Sehnsucht mehr. — Sieh — ich gehe mit dir — du bist nicht mehr allein, dein graues Haar — laß es mich liebkosen — o schöne Furche in des Helden Wange, wo die einsame Träne rann, spärlich und kostbar. . . Deine Hand —so — sie soll mich führen!

(Sie schmiegt sich an ihn.)

Du hast verloren, was du geliebt — ich aber hab es nie besessen. Ich habe hungernd gestanden, und meine Augen baten »Gebt mir zu trinken« — aber niemand sah mir's an. Wie einsam war das Leben. Und heut, aus deiner Geisterhand kommt es über mich, das Eine, um das ich geboren ward, das Eine, um das ich gern gestorben wäre. Und da . . . deine andre Hand schenkt mir die Freiheit. — — — Wir müssen leise gehen, daß niemand uns hört, niemand uns anrührt. Denn der Menschen Augen sind hart, und ihre Hände sind

ungeschickt. An das Köstlichste rühren sie. Aber unser Weg ist ein einsamer Weg —

(Die Erscheinung beugt sich zu ihr und schlägt den grauen, zerfetzten Mantel um sie. Die Königin hält einen Zipfel des Mantels vor die Augen, sieht den Himmel an.)

Graue Wolke, — ich seh durch dich die Sterne strahlen. Komm nun — komm — ich geh so ruhevoll wie ein Kind neben seinem Vater am Abend. Du stille, silberne Erde — ihr weißen Steine im Flußbett — ihr Königskerzen und kleinen, schauernden Weiden! . . . Einmal sollt ihr mich lachen hören, ihr Mauern, von Menschenhand gefügt . . . *(sie lacht hell und glücklich, bricht plötzlich ab)*. Weh — weh — halte mich fest — was war es, das zersprang?

(Der Mondstrahl verbirgt sich hinter einer Wolke, die Mauer schließt sich. Es ist dunkel wie zuvor. Gertrud fährt zusammen, reibt sich die Augen, dann nimmt sie eine kleine Öllampe vom Kamin und tritt an das Ruhebett; schrickt zusammen.)

Gertrud: Königin, Herzchen, meine kleine Waldblume . . . *(beugt sich über sie)*. War das dein jüngster Bruder, der dich befreite? *(Sie sinkt vor dem Ruhebett auf die Knie, das Antlitz der Königin in wachsender Ergriffenheit betrachtend. Dann wendet sie den Kopf seitwärts, horchend, dem Fenster zu, durch welches man den Schritt des jungen Soldaten auf der Turmbrüstung hört, dann einen Hornstoß und dann die knabenhafte Stimme des jungen Soldaten.)* *Er singt:*

Als nachts ich von dir ging, mein traurig Liebchen,
Da rangst du deine weißen Hände wund.
Ach, weine nicht, und laß dich nicht gereuen,

Was wir getan in Liebe und in Treuen,
Nur eins, es war zu kurz die süße Stund.

Die kurze Stunde muß ich lang bezahlen
Mit tiefem Schlaf in kalter Grabesnacht,
Und soll mich doch der hohe Preis nicht grämen:
Mein jung heiß Blut! Ach, mögen sie es nehmen,
Mein jung heiß Blut, das mich so froh gemacht . . .

(Nach einem kurzen Augenblick hört man von der anderen Seite des Turmes die Wiederholung des Hornrufes. Der Mond erscheint zwischen dunkeln, ziehenden, silberrandigen Wolken.)

Hafen und Boote

Der Hafen: Die Himmelsröte ist erloschen, die Dünen liegen bleich und einsam. Auf der Mole, wo das schwarze Tang sich um die Pfähle windet, wo das Wasser an den Pflöcken hochklatscht, warten die Frauen: dunkle, unförmliche Bündel, in Mäntel gewickelt, oder zerlumpt und hager, mit fliegenden Strähnen. Kinder kommen, zerren an ihnen, wollen heim, weinerlich und müde. Kommt Ihr, kommt Ihr? Laßt uns nicht länger Warten.

Die Boote (*ganz aus der Ferne*): Wir kommen, wir kommen.

Der Hafen: Die Zimmerleute sitzen beim Wein. Rote Papierlampen hängen von der Decke. Sie haben den ganzen Tag gehämmert und gesägt in der brennenden Sonne. Sie riechen nach Teer und Sägespänen und nasser Wolle. Das neue Boot liegt hochgepflockt und dehnt seinen Brustkorb. Jetzt sind die Rippen schwarz gegen den gelben Himmel, es könnte ein gestrandeter Walfisch sein, von dem das Fleisch schon abgefaut ist. Aber in der Sonne glänzt das Holz rötlich, mit goldenen Schweißperlen besetzt; jetzt klopft der Hammer an, wo einst der Specht gepickt hat, als der große Baum am Waldrand stand, ganz einsam, und große, duftende

Harztropfen weinte.

Ein altes Schiff wird neu verteert. Alle Muscheln werden losgeklopft und das Tang heruntergekratzt, das sich in die Fugen gezwängt hat und hinausreicht bis an die Brüste der Gallionsfigur. Und es wird Werg in die Ritzen gehämmert, Werg mit Leinöl getränkt, und dann noch Teer darüber. Die harten Arme schmerzen am Abend, wenn das so stundenlang vor sich geht. Nun trinken sie, in den winzigen Buden aus Segeltuch, die an der Mole stehen. Es sind Strohflaschen auf dem Tisch, und die Kinder stehen am Eingang und gieren nach der grünen Schüssel, in der die Bohnen im heißen Öl schwimmen. Hier gibt es Wein und Bohnen und den goldgelben Käse, der durchlöchert ist wie Honigwaben. Auf der Mauer sitzen die ganz alten Fischer, die nicht mehr hinaus kommen; aber die Boote hereinziehen, das können sie noch.

Die Boote: Wir kommen, wir kommen!

Der Hafen: Die alten Fischer: Väter und Vatersbrüder; alle die das Meer nicht forttrug. Sie haben hundert Fältchen um die Augen, sie tragen goldene Ringchen in den Ohren, sie rauchen kleine, zerbissene Pfeifen.

Nun seid *Ihr* die Starken; und sie, die euch manchesmal wie junge Hunde ins Boot warfen, sind wie eure Kinder geworden. Ihr greift jetzt manches anders an.

Es gibt so viel Maschinen und Einrichtungen, die sie nicht hatten; ihre Köpfe waren wohl dümmer, aber ihre Finger waren erfinderischer als eure. Wenn sie allein sind, unter sich, stoßen sie einander an und grinsen: »Ja ja, die Jungen verstehen es freilich alles besser.« Aber manchmal, wenn die Mannschaft knapp ist, nehmt ihr sie mit. Dann sind sie die Stillsten, wenn der Sturm kommt, aber ihre Augen gehen wie Funken umher, und sie haben nichts vergessen, keinen Strick, keine Öle, sie ziehen ein und lassen aus, ohne ein Wort zu reden. Und wenn's zum Rudern geht, dann spucken sie in die Hände: »Ihr alten Knochen, nun laßt uns nicht zuschanden werden« — und tun noch einmal ihren Dienst. Wenn dann die Gefahr vorüber ist, werdet ihr « dessen inne und sagt: »Sieh mal einer, was der alte Vater schaffen kann« — und der grunzt und spuckt und tut einen so greulichen Fluch, daß ihn eigentlich das nächste Mal der Kirchturm erschlagen müßte. . . aber seine Äugelchen zwinkern.

Die alten Fischer warten, sie schieben die Mützen tiefer ins Genick, sie klopfen die kleinen, zersogenen Pfeifen aus. Kommt ihr? Kommt ihr?

Die Boote (*näher*): Wir kommen, wir kommen! . . .

Der Hafen: Mitten im leuchtenden Streif, wo das letzte Licht vergleitet, erscheint der erste heimkehrende Vogel. Braune Segel, ihr seid stark gewesen, Planken und Tau haben standgehalten. Die Segel blähen sich recht trotzig;

unwillig fühlen sie die Hand, die ins Tauwerk greift, um sie zu fesseln.

Auf Deck stehen die Körbe voll Fische, silbern mit roten Kiemen: die Luft, die wir atmen, erstickt sie. Nur die Polypen bewegen immerzu ihre schleimigen Arme, sie fingern an den Körben herab, ihre Äuglein sind angstvoll, wie aus Schlupfwinkeln. Nun versteht man die Stimmen; die Männer rufen nach dem Eingang der Mole, immer denselben Ruf, wie ein Paßwort. Am Steuer steht ein junger Mensch, mit feuerroter Narbe durchs ganze Gesicht. Eine Frau löst sich von den andern und schreit zu ihm hinüber. Aber er blickt sich nicht um. Das hat Zeit, sie läuft ihm nicht davon. Erst das Schiff. Aller Augen sind auf ihm; es soll glatt durch den Kanal gehen, als sei er mit Öl gefüllt.

Und nun kommen zwei andere Schiffe. Es sind kleine Buben dabei, sie hängen im Tauwerk; mit braunen, beweglichen Zehen klammern sie sich fest in die harten Stricke. Dort unten auf der Mole steht Mutter. Ja, nachher, das wird gut « sein, da gibt es Bohnen und die kleinsten Fische, das Kropfzeug, das sich nicht lohnt, in Öl gebraten, und Mutter geht hin und her und sagt »iß nur« —aber jetzt tut man, als sähe man sie nicht.

Nun drängen sich die Boote. Vor der Mole ist ein Flügelschlagen und Geschrei, als wollten es sie einander in den Leib hacken. Aber es geht alles sauberlich zu. Das

erste ist schon am Landungsplatz, die Körbe werden hinausgelangt; da sind auch die Leute des Kaufmanns, tranige Gesellen, mit Scheiteln und Schlipsen und breiten Ringen an den fettigen Händen; die dünken sich was Besseres als die Fischer. Krüppel hinken umher, die Unglück gehabt auf der See oder beim Zimmern. Nun helfen sie hier und dort, tragen die schweren Lasten und grinsen, wenn die andern schimpfen. Gemeine Worte stiegen hin und her wie stinkende Fische.

Die Boote: Wir sind da, wir sind da. Es ging eine böse See, aber der Fang ist reich. Der alte Andrea hat sich den Fuß gequetscht, und der kleine Pietrino ist vom Mast gefallen, mitten ins Wasser. Es hätte wohl keiner nach ihm gefragt; aber ein Mann hatte Erbarmen, wie er ihn zappeln sah, und ist ihm nachgesprungen und warf ihn wieder an Bord, den kleinen, nassen Pudel, der nicht Vater noch Mutter hat.

Der Hafen: Kommt herein, kommt herein, meine Arme sind weit, mein Schoß ist sehr stille in der Nacht» Hier könnt ihr schlafen, eure großen Flügel zusammentun; nur der Hund winselt an Deck, und der Laternenschein schlittert über das schwarze Wasser. Schlaft! Müßt bald wieder hinaus, und zwischendurch auf den Werkplatz, wo man eure Rippen flickt, einmal, vielmals, bis dann der Zimmermann sagt: »Es lohnt sich nicht mehr.« Dann hämmern sie euch auseinander, dieselben schweren

Hämmer, die euch zusammengefügt; die Balken und Sparren gehen zum Schreiner und zum Radbauer, das andere wird klein gemacht. Frauen kommen mit Körben und spähen umher wie Strandvögel, wenn Ebbe ist. Und die Kinder sammeln die kleinsten Spitter in ihre zerrissenen Röckchen. Dann wird Feuer gemacht auf den niederen Herden, knackendes, knisterndes Feuer; o wie brennt das alte Boot so hell, o wie ist es so alt und dürr und voller Teer!

Aber derweil sind neue Boote hinausgegangen, stark, mit brausenden Segeln. Und die alten Fischer sind tot, und die heute jung sind, alt geworden. Nun stehen sie auf der Mole und sangen am Pfeifchen, sie stehen mit Tauen und Haken, wartend auf Söhne und Enkel, und zwinkern ins scheidende Licht: ihr Söhne unserer Kraft, und ihr, Bruderssöhne, deren Väter ertrunken sind, die das Fahrzeug hereinbringt, lautlos und sicher: Warten ist sauer, Söhne und Bruderssöhne, und ihr, kleine Enkel im Tauwerk: Kommt ihr? Kommt ihr?

Die Wölfe

An Lujo Brentano

Das Herrenhaus war damals schon grau und verwittert, und wenn im Winter der Schnee lag und die Krähen in den Nüstern vor dem Tore hockten, glich es mit seinem tiefen Dach selber einer uralten Krähe, grau und weiß und in sich geduckt. Auf einer Seite war der Hof, Treppe und Treppchen, gemütliche Brunnchen, die rieselten, und schwarze unheimliche Ziehbrunnen, wo es gluckste; dort fuhren die Reisewagen herein, kotbespritzt, oder Reiter kamen und die Pferdehufe polterten auf der hölzernen Brücke. Jenseits breiteren sich Felder aus; Ebereschenbäume standen an der Landstraße, mit leuchtenden Büscheln am blauen Herbsthimmel; und weiterhin Heideflächen und Torfmoore mit glitzernden Flockblumen übersät. Und da und dort niedrige Kätnerhäuser und Klumpen ungestalter Eichen, wie gichtische Riesen im Nebel.

Aber aus der anderen Seite des Hauses war der Äpfelgarten voll alter moosiger Bäume, die viel Blüten trieben, aber nur spärliche, holzige Frucht. Er lag an einem Abhang, von einer niedern Mauerbrüstung umschlossen. Wo im Juni Ampfer und Wiesenbart in der

Sonne blühten, weiter unten aber auch Binsen und Kletten und große Vergißmeinnicht, denn dort wurde die Erde schwarz und moorig und man fühlte sie zittern unter den Füßen.

Grad gegenüber stand der Wald, finster und dicht, wie ein schweigender Tyrann. Da war kein Vorspiel von Laubholz und Gesträuch, wo die Sonne Platz hat, sich zu lagern, und Erdbeerkraut und Heidelbeeren die alten Stümpfe bekleiden: nein, er setzte gleich mit einem strengen, düstern Akkorde ein, er schlug einen schweren Mantel um die Seele, sobald man eintrat.

Dorthin durfte das kleinste Fräulein nicht. Einmal hatte der alte Vetter Klaus sie auf sein Pferd genommen und war mit ihr einen schwarzen, halten den Weg hineingeritten, aber allzu rasch wieder umgekehrt, und sie grämte sich, grämte sich, als sei ihr ein Kelch von kühl-dunklem Wein vom Munde gerissen worden. Denn der Weg war wie ein Trichter gewesen, ganz am Ende nur ein heller, lockender Punkt: dorthin wollte sie, das sog und zog wie in der Kirche, wenn die Kerzen brannten und Wachsduft in die Koppel aufstieg, die ihre gewölbten Kelchblätter sanft über dem Mysterium faltete. Dann hatte sie im gradlehnigen Kirchenstuhl oft gemeint, ein goldner, schimmernder Rachen schlürfe sie ein, und sie müsse aufstehn und immer nähergehn und zu den Kerzen sprechen: Macht mir ein wenig Platz, seht ihr nicht, wie ich brenne?

Das kleine Fräulein war von vier Töchtern die letzte im Haufe. Zwei waren verheiratet, die dritte im adligen Kloster, wo sie Anwartschaft auf eine Freistelle hatte; schon als Kind hatte sie sich immer ein wenig abgesondert und war oft zum Besuch bei den alten, freundlichen Damen, von wo sie mit runden verschnürten Schachteln voller Gebäck und verzuckerter Früchte heimkehrte, die sie sorgsam einschloß und heimlich aufknusperte, was ihr beizeiten die verstohlenen Bewegungen und den raschen, argwöhnischen Blick einer Ratte gegeben hatte.

Zum Leben gehört so manches: Luft und Licht, Speise und Trank, Bewegung und Ruhe. Und jeder hat etwas von alledem, und oft ist's so knapp bemessen, daß man nur grade besteht. Aber daneben gibts noch eine tiefe verborgne Schicht, wohin die feinsten, suchenden Wurzeln der Seele reichen, unbewußt oft, und doch so unfehlbar sicher, wie Blinde in der Nacht den Weg finden. Etwas von dem kein anderer weiß und ohne das doch kein Blühen ist.

Für das kleine Fräulein nun war's das Haus der Gärtnersleute und die Geschichten der Gärtnersfrau, wo sie diese heimliche Nahrung fand.

Die Gärtnersfrau war noch jung, aber krank, sie saß wie eine fremdländische Spalierfrucht an der Südmauer ihres weißen Häuschens und sah still, mit schwarzumwimperten Augen, in die stille Luft. Sie

konnte kaum mehr nach der Wirtschaft sehen: aber der Gärtner, der die schweren Nelkenhäupter hochband und alle Tage das Fallobst auflas, das ein heimlicher Wurm nicht hatte reifen lassen, war ein langmütiger Mann, und wenn mittags die Suppe verbrannt und die Kartoffeln hart waren, sagte er nichts, seufzte nur ein wenig, wenn er vor seinen Bienenstöcken stand und den Bienen zusah, die so fleißig schaffen konnten. Dafür summten und brummten sie aber ohne Unterlaß, und das tat sein Wieneke nie. Einmal nur, am Anfang war's zu scharfen Worten gekommen, als der Mann eines Tags seinen guten Rock hatte anziehen wollen und es sich zeigte, daß die Mäuse ihn ganz zerfressen hatten, weil die Frau im Winter kein einzimal danach gesehen. Da hatte es Sturm und Regen gegeben. Aber am Morgen, in aller Herrgottsfrühe, war sie aus dem Bett gekrochen und hatte mit einer Scherbe auf den großen Kürbis vor dem Haus die Worte geritzt: »Lieber Schatz, sei wieder gut . . .«

Seitdem hatte der Gärtner nie wieder ein Wort gesagt, wenns ihn auch manchmal wurmte, denn er war ein gesetzter Mann und seine Mutter hatte ihn von klein auf an Ordnung gewöhnt.

Das kleine Fräulein lief, wann es nur immer konnte, zur Gärtnersfrau, und dies war nicht schwierig, denn seine Hofmeisterin war alt und wunderlich und kam fast nie aus ihrem Zimmer im Westturm heraus. Dort hielt sie sich unzählige gurrende Tauben in Käsigen an den

Wänden, rief sie alle bei Namen, die sie in alten empfindsamen Büchern gefunden hatte und hielt zärtliche Gespräche mit ihnen. Sonst saß sie auch viel mit verbundnem Kopf beim Ofen, wo der Kaffeetopf brodelte, und nahm Melissengeist auf Zucker, wenn Gewitterluft war. Der Schullehrer kam freilich alle Tage, aber wenn das Kind seinen Katechismus und seine Fabel einigermaßen hersagen konnte, nahm er's mit dem übrigen nicht so genau, und es war leicht, ihn unter dem Vorwand, zu botanisieren, in den Gemüsgarten zu locken.

War es Sommer, so saß man in der Bohnenlaube, in den Akazien summten die Bienen, und die Luft war schwer von Honigduft. Im Winter aber war's heimlich in Wienekes Küche: es hingen Zwiebelketten und Kräuterbündel von der Decke; die Katze kam schnurrend und mußte auf den Schoß genommen werden, und vor den kleinen grünlichen Scheiben drängte sich der Schnee und blinkte ins Zimmer hinein, wo auf dem Sims der Myrtentopf stand und das Gesangbuch lag. Es war viel wärmer bei Wieneke als auf dem Schloß, wo nur kleine Feuer in den Kaminen brannten und Mutter und Tante mit ihren Stickrahmen und Spielkarten bei zwei Kerzen saßen. Vaters Pelz war schäbig, wie er da mit auf dem Rücken gekreuzten Händen auf und ab ging, und Mutter zankte alle Tage in der Küche, es würde zuviel verbraucht. Die Wände freilich waren mit zerschlissner Seide bespannt, und der Fußboden war so glatt, — man

hätte darauf schlittern können, und der alte Mops glitt auch immer an der einen Stelle aus.

Wieneke wußte die schönsten Geschichten, nicht nur von Hexen und Gespenstern, wie sie alle Frauen im Dorf erzählen konnten, sondern auch Eigenerlebtes aus ihrer Kinderzeit, als sie, ein Waisenkind, zu einer alten Frau mit roten Augen gekommen war und, um nicht zu verhungern, von der Alten ausgeschickt wurde, die tägliche Nahrung zusammenzubetteln oder wenn's ging, zu nehmen, was Gott am Wege wachsen ließ. Holz und Pilze hatte sie gesammelt, und Rüben an den Feldrändern ausgezupft, und Apfel gemaust, wenn sie fein säuberlich unter den Stämmen lagen, wie in Osternestern. Sie war in den todesstillen Tannenwäldern umhergegangen, wo es kühl und düster war, bis dann auf einmal ein großer, schräger Sonnenbalken niederglühete und alles auf seinem Wege zu Gold machte: »nun kommt der Herr Jesus gegangen,« hatte sie gedacht und die kleinen zerkratzten Hände fest in die Schürze gewickelt und an die Brust gepreßt.

Wieneke war damals auch mit Zigeunern herumgestreift, hatte an ihren Feuern gesessen und aus ihren Töpfen genascht, wo alles durcheinander brodelte und dampfte, gewilderte Hasen und gestohlene Hühner, ja auch Igel und Krähen. Und sie und die Zigeunerkinder hatten sich Ketten aus Vogelbeeren gemacht und Ringeltänze getanzt, in der Waldlichtung, im weißen

Mondlicht, während die Alten schnarchten und der kleine zottige Hund das Wägelchen bewachte. Auch die Köhler waren ihr wohlbekannt; sie zogen dort so hin und her; wo sie grad ihre Meiler hatten, da bauten sie sich Hütten und waren noch schwärzer als die Zigeuner; ihre Kleider und Hände, alles war harzig und roch bitter — die Frau zog mit feinen Nüstern die milde Luft ein — ach, dort im Wald, das roch eigentlich schöner als Linden und Geißblatt und Klee . . . Denn wer sich einmal an Bitterem berauscht hat, der macht sich aus dem Süßen nicht mehr so viel.

»Warum darf ich nie in den Wald?« sagte das Kind; »nur in der großen Kutsche, den breiten Weg in der Mitte, wenn wir zu Tante Abtissin fahren, aber nie in das Dunkle hinein, und niemals zu Fuß.«

»Ja, da ist's nicht geheuer,« sagte die Frau, »und der Herr Vater wird es wohl nicht gestatten« — sie senkte die Stimme — »wegen der hochseligen Tante und den Wölfen.«

»Davon weiß ich nichts,« sagte das kleine Fräulein, und es wurde ihr ganz kalt zwischen den Schulterblättern. »Erzähl mir's, o Wieneke, ich bitte dich!«

Und nun hörte sie die Geschichte von der armen Annalena, so wie Wieneke sie von ihrer Pflegemutter gehört, und deren Mutter war Küchenmagd im Schloß gewesen, grad als sich das alles begab.

.

Es hatte sich aber also zugetragen: Die selige Annalena hatte eines Tages, als sie eben erst vom Fieber genesen war, dem Jäger drei junge Wölfe abgebettelt, wie er sie gerade umbringen wollte; sie waren noch ganz klein und wollig. Er mochte ihr's nicht abschlagen, weil sie todkrank gewesen und seltsam leidvolle Augen hatte, wenn sie recht heftig um etwas bat. Sie war nun einmal so eigen mit allem Getier und hätte besser in den Garten Eden gepaßt als in ihres Vaters Haus, wo die kleinen Kinder in der Wiege schon die Händchen nach Armbrust und Jagdspieß streckten. Der Jäger trug die kleinen knurrigen Gesellen zurück in ihr warmes, raschelndes Nest, und nahm hin und wieder das bittende Kind mit, das ihnen allerhand schrecklichen Abfall aus der Küche mitbrachte, vor dem es sich sonst wohl geschüttelt hätte, aber wenn sich's um die jungen Wölfe handelte, konnte es sich selbst wie ein kleines Raubtier über die Hühnerköpfe und Hasenläufe freuen, die ihm die Küchenmagd ins Körbchen tat.

Wenn sie später am Waldrand saß, geschah es wohl bisweilen, daß ein spitzer, schnobernder Kopf mit schrägen, glühenden Augen aus dem Dickicht fuhr und sie unbeweglich anstarrte. Auch erzählte sie, es käme manchmal nachts ein schlankes, braunes Tier in ihr Zimmer, das gliche einem Hunde, setzte sich neben ihr Bett und schlug mit dem Schweif auf die Diele. Sie hätte keine Angst, sagte sie, denn es sähe sie so freundlich an,

als wollte es eben anfangen zu erzählen. Einmal habe sie ihm gesagt, es möge sich's doch bequem machen, da sei das Tier auf ihr Bett gesprungen und habe sich um sie hergeringelt, und nie hätte sie so schön geschlafen, es hätte nach welchem Laub und Thymian gerochen, und im Schlaf hätte sie den Atemzug gespürt, wie einen warmen Blasebalg. Aber man dachte, es müsse ihr geträumt haben, oder es sei ein Hund ihrer Brüder gewesen, der sich zu ihr geschlichen, und schließlich glaubte sie selbst, die andern könnten wohl recht haben.

Es kam die Zeit, da beschlossen ward, daß Annalena heiraten sollte; der Freier war ein begüterter Herr, dessen Wälder an die Wälder ihres gnädigen Herrn Vaters grenzten. Er hatte schon zwei Frauen begraben und war noch immer ohne den erwünschten Leibesperben. Er war feist und rot und schnaufte stark, wenn er mit seiner Perücke und dem Stock mit goldenem Knauf aus der Kutsche stieg. Annalena jammerte; sie wollte nicht zu dem dicken, häßlichen Mann in sein blankes Haus, in den Garten mit Hecken und Labyrinthen und den schrecklichen Grotten, wo man plötzlich mit Wasser bespritzt wurde oder sich lang und dünn oder breit und krummbeinig in einem Spiegel erblickte. Aber ihre Mutter, eine dürre Frau, die einstmals schön gewesen, hatte ihr kaum Gehör gegeben und dann gesagt, »ob Annalena sich etwa einbilde, daß *sie* den Vater aus Liebe geheiratet — in ihrer Zeit seien solche Ausdrücke nicht

gebräuchlich gewesen. Es sei aber ein vorlauter Geist in die Mamsells gefahren, das käme von dem Romanlesen und dem gefühlvollen Schnickschnack, aber dazu würde sie nun bald keine Zeit mehr haben, und das sei ein Segen.«

Dann schickte der Bräutigam, der, wie reich er auch war, ungern etwas verkommen ließ, Kleider und Kanten seiner Seligen zum Geschenk, und nun wurde zertrennt und zugeschnitten und wieder angepaßt: Annalena stand steif wie eine Puppe in den engen Schnürleibern von Brokat und geschwärzten Silberspitzen, über die wohl schon die Tränen ihrer Vorgängerinnen geflossen waren.

Am Vorabend der Hochzeit, als alle brav gegessen und getrunken hatten, und was übrig von den kunstvoll aufgetürmten Gerichten an die-Dorfleute und Armen verteilt worden, und nachdem eine Schar junger Landmädchen unter dem Absingen teils scherzhafter, teils empfindsamer Strophen der Braut schöngeflochtene Körbchen mit Früchten, Eiern und selbstgesponnenem Garn überreicht hatten, schlugen plötzlich die Hunde im Hof und im Vorsaal wie rasend an. Es ließen sich vier fahrende Musikanten melden. Da es anfang zu dunkeln, wurden sie in die lange Galerie geführt, deren hohe Fenster sich rückwärts, dem Apfelgarten und dem Walde zu, öffneten.

Seltsame Gestalten. Eine alte Frau mit wirrem, grauem Haar, einen Sack über den Rücken, in einen schäbigen

Pelz gekleidet, den ein Strick um den Leib zusammenhielt, welche, nachdem sie sich auf die Erde gehockt, abwechselnd auf einer Maultrommel und einer kleinen Harfe spielte, die sie aus ihrem Sack hervorgeholt. Auch stieß sie von Zeit zu Zeit einen langen, klagenden Ton aus, wobei die Kerzen angstvoll aufzuflackern schienen. Mit ihr kamen zwei junge Männer, fast noch Knaben, und ein schmalhüftiges Mädchen zur Tür herein. Der eine, mit düsterrotem, abstehendem Haar, schmalen, pffifigen Augen und einer Narbe über dem Gesicht, spielte die Laute; der zweite, untersetzt zottig, finsternen Blicks, ging etwas lahm und entlockte seiner Geige schmerzliche Töne, wie wenn der Wind durch verlassene Häuser geht, lockende Töne wie das Gurgeln des Wassers, wo es eine Erdfuge einschluckt, tief im Schilf, dem man nachsteigen möchte in den grünen, verstohlenen Sumpf.

Das Mädchen, von brauner Gesichtsfarbe, mit dichtem, düsteren Haar, das sie pagenartig verschnitten trug, in zerschlissem Rock, vielfarbig gestreift, und grünem, vertragenen Sammetjäckchen, dessen enge Ärmel bis zu den braunen schmalen Händen reichten, führte ein Triangel bei sich, an das sie, im Schreiten und Wiegen des Tanzes, wie träumend anschlug Ab und zu aber traten die beiden andern zurück, und nun vollführte sie auf einer kleinen Flöte, die Alte umtanzend, mit derselben ein schauerlich lächerliches Duett, daß es klang, als ob sie

sich bisßen und kratzten, und war doch eine wilde Liebe darin, die Liebe des wilden Blutes, das zusammengehört.

Die Zuhörer hatten zuerst über den drolligen Aufzug, die Musik und die Sprünge gespottet und die Nase gerümpft, aber sie waren allgemach still geworden, und seltsam: wie sie da steif und stumm an den Wänden und Kartentischen, auf « Sesseln und Tabureten herumsaßen, schien es, als wären ihre Körper die dünnen, durchsichtigen Hülsen, aus denen Mücken und Wasserjungfern ihren Flug nehmen für den einen, kurzen Sommertag, der ihr Leben bedeutet ; als wären es nur die starren, knisternden Hüllen, die zurückgeblieben; denn sie selbst, ihre armen, dürftigen Seelen, waren weit weg, hinter den Klängen her, verstört und willenlos.

Töne kamen und riefen, wie mit Stimmen vorwurfsvoller Kindheit; fernes Lerchengeschwirr hoch in der Bläue, und der Hauch frühester Morgenstunde ging wie ein Messer durchs Herz, Stunden, wenn die Seele sich auftut, ohne Rückhalt, ohne Eigennutz. Dann waren es tiefe Rufe der Nacht, die ihr Senkblei hinuntersandten in die Herzen, und die erste Liebe wachte auf, die so früh erstickte, die, die nichts will, nicht Ehre, nicht Lust, nicht einmal Antwort, die nur folgen muß, im zerrissenen Kleid, ob sie gleich nicht weiß, wohin der Weg führt . . .

Und nun fester schreitender Rhythmus, gedämpft erst, behutsam, wie die Füße der Wächter durch die schlafende Stadt, nun atemlos, mit nassen, schleifenden Fahnen, den

Abhang empor über Steine und Gestrüpp, wo man sich hinter Felsen duckt, wenn die Sonne aufgeht, und die Muskeln der Hand am Lanzenschaft sich spannen, wenn man hinunterspäht in den Dampf . . . Und jetzt — ein Wenden des Hauptes, o Freundes Antlitz, rosig angestrahlt neben mir, Helmschatten über den Brauen, der zu Todesschatten wurde, als der Abend kam . . . ach, fühlte ich je zuvor deine ganze, quellenreine Treue? . . . Du bist mein bestes Kleinod gewesen auf Erden — *gewesen*, ja, denn ich fühl's, heute noch gehst du mir verloren.

Schließlich spielte die Geige ganz allein, die andern summten und brummten nur leise dazu, wie ein Wald im Hintergrund säuselt und summt . . . Und die Geige wanderte dahin, wie das Wachstum einer Jugend, die sich dehnt und die Krallen am Baumstamm probiert und ihrer Kraft bewußt wird. Erst noch umfassen von Menschenzärtlichkeit, aber ungeduldig schon, der herberen Luft nachwitternd . . . Immer höher ging's und steiler, die Muskeln spannten sich, da waren harte feindliche Dinge, die man zertritt, und rote leuchtende Dinge, die man zwischen den Lippen auspreßt und trinkt und von sich wirft, und nun ein letzter Aufschwung, fast ein Gestöhn, und die Seele war ein einsamer Baum geworden hoch droben auf dem Bergkamm, seine Aste weiteten sich in der Luft, seine Krone reckte sich dem Licht, ans den Wunden quoll goldenes Harz in der Sonne;

da war kein Sehnen, keine Empörung mehr . . . nur tiefes, tiefes Atemholen wie am ersten Schöpfungstag. —

Als die Geige mit großem, rauschendem Strich geendet, der sich wie ein letzter Umblick, ein Dehnen der Arme nach Ost und West, groß und wonnevoll ausbreitete, saßen die Zuhörer wie gelähmt. Der Bräutigam stierte mit glasigem Blick, nur seine schweren, schlaffen Backen zitterten merklich. Da war es gewesen, daß die Braut in ihrem Silberstaat, blaß wie der Kalk an der Wand, mit großen, brennenden Augen aufstand und zu den Musikanten trat. Das braune Mädchen ließ das Triangel sinken und legte den schmalen Arm um ihren Leib, die andern umringten sie, eilig doch ohne Hast, und zusammen schlüpfen sie hinaus in den finsternen Garten.

Da aber kam Bewegung in die Gesellschaft Fluchend stürzten die Söhne des Hauses und der heftig schnaufende Bräutigam ihnen nach. Man hörte Rufen und Schreien und das Knacken von Ästen unter eiligen Schritten. Dann hatte ein gräßlicher Aufschrei alles andre übertönt, und als die Diener mit Laternen und Windlichtern kamen, lag der Bräutigam mit durchbissener Kehle am Rande des Waldes, rief mit gurgelnder Stimme »Wölfe — Wölfe« — und verschied.

Annalena wurde erst ein paar Tage später im tiefsten Dickicht aufgefunden. Sie schien alles Geschehene vergessen zu haben, hatte sich Ketten aus Vogelbeeren

gemacht und war in ihrem ganzen Gebaren wie um zehn Jahre zurückversetzt in ihre unvernünftige Kindheit. Da weder Güte noch Strenge, weder Gebete noch Gelübde ihrer hartgeprüften Eltern ihren Zustand änderten, ihr Anblick aber für dieselben tiefbetäubend war, so wurde ihr der kleine Teepavillon am fernsten Ende des Gartens zur Wohnung eingeräumt, wo sie in der Obhut einer Magd ihr nicht mehr allzulanges Leben verbrachte. Still und in sich gekehrt, aber ohne Tücke, lebte sie dort die Jahre, die ihr noch beschieden waren, und benahm sich in keiner Weise anders als irgend sonst eine friedfertige Person von beschränktem Verstande. Als einzige Seltsamkeit, durch die sie sich von ähnlichen, beklagenswerten Kreaturen unterschied, kann bezeichnet werden, daß sie stets bei Dunkelwerden das Essen, welches sie sich tagüber — und zwar in dem Maße, daß sie selbst oft Hunger litt — abgespart hatte, auf die Türschwelle stellte, »für arme, verirrte Tiere«, wie sie der Magd auf deren Frage zur Antwort gab; dann auch, daß sie am Abend stundenlang auf dem Mäuerchen, am untersten Ende des Apfelgartens, sitzenblieb, auf einer kleinen Maultrommel, die sie immer bei sich trug, leise quinkelierend, und den Blick auf den Waldrand geheftet, als warte sie zuversichtlich auf jemand, der von dorthin kommen würde.

Der Günstling

Nachdem die Gräfin Rhoden, das Fräulein von Dieveneck und die dem Haushalt der jungen Herzogin zuerteilten Kammerfrauen derselben eine tiefe Reverenz gemacht, welche von der Neuvermählten in ihrem großen, von Seide und Federbüschen überdachten Bett durch ein unbehagliches und darum hochmütig wirkendes Nicken erwidert wurde, blieb Ihre Hoheit allein.

Dieses Gemach, in welchem sie nun zum ersten Male ruhte, wirkte beklemmend, und wenn man bei Betreten desselben der hochgeborenen Frauen gedachte, die alle, nach altem Brauche, hier ihre Brautnacht verlebt hatten, so war es wie Gespenster, aus sammetverbrämten Särgen auferstanden, daß man sie, blaß und warnend, umhergehen sah. Aber jung und warm und lebensdurstig, nein, das ging hier nicht an.

Ihre Hoheit dehnte die kleinen, brennenden Füße, die den ganzen, langen Hochzeitstag so schrecklich weh getan. Gott, sie war auch so furchtbar echauffiert gewesen, und das Bewußtsein davon, unter all den neugierigen Blicken, hatte ihre runden, ach allzu runden Wangen immer heißer und röter werden lassen. Aber das wurde jetzt besser, in der Dunkelheit.

Sie war ein wenig eingeduselt; nun fuhr sie wieder auf. Ihr Herz klopfte so rasch: es war doch etwas Erstickendes mit all dem Damast an den Wänden; wenn man nur ein Fenster öffnen könnte! Wie lange lag sie wohl schon da? Diese kleine Dieveneck war eigentlich niedlich, mit amüsanten Augen, so ein bißchen chinesisch. Ja, aber aus Freundschaften mußte sie hier wohl verzichten. »Sei recht vorsichtig« — das war der Kehrreim aller Ermahnungen gewesen bis zum letzten Augenblicke, als sie das töchterreiche Schloß ihrer Eltern verließ.

Sie seufzte, so tief es ihre durch rechtzeitiges Schnüren wohlerzogene Lunge vermochte, und wollte sich eben etwas anders legen, denn die große Seidenrolle knirschte so ärgerlich unter ihrem Genick, als sie auf dem Kies unter den Fenstern Pferdegetrappel und leises Sprechen vernahm. Sie stützte sich auf den Ellbogen und zog die Knie ein wenig an, ihre fein gezeichneten Brauen hoben sich, strebten einander zu, wie zarte, zuckende Fühlhörner: das war ja ihres Veters, ihres jungen Gemahls Stimme, sie hatte ihn gleich erkannt; und jene andere, tiefere auch, die ihr unlieb war, wie mit der Hand über Sammet zu streichen. Noch einen Augenblick, dann trabten die Pferde davon, erst weich klingend über den Kies, als ob bei jedem Schritt ein Beutel voll Silber leise ausschläge, dann dunkel dröhnend: ja, sie ritten über die Brücke, die zur Allee führt.

Plötzlich war sie aus dem Bett geglitten und rannte auf

schmerzenden Füßen den Fenstern zu. Sie griff in den schweren Damast, der Geruch alter Seide fuhr ihr ins Näschen, sie blickte hinaus in die fremde, nächtliche Welt.

Geradeaus, mitten in der Allee, zwischen den Platanen, die weißgesteckt im Monde standen, sah sie zwei Reiter. Dort war die Erde mit kurzem, moosigem Rasen bedeckt, wie mit einem Fell; geisterhaft, ohne einen Laut, konnte man darüber wegtraben, das wußte sie . . . und sie sah, wie die Reiter kleiner wurden, undeutlicher, bis sie ihren Augen ganz verloren gingen, in den weißen Dunst hinein, zwischen den Bäume. Ja, oder war's, weil sie ein bißchen kurzsichtig war?

Sie ließ den Vorhang fallen, sie tappte sich zurück in ihr großes Bett; es war ganz kalt, sie lag erst starr, und nur langsam, nicht auf einmal, fing sie an zu weinen, lautlos und ergiebig, weinte über die er sie, schwere Kränkung ihres Lebens . . .

Es hatte sich aber begeben, daß der junge Herzog, als er, von Wein erhitzt und der hergebrachten, platten Witze seiner Vettern überdrüssig, sich zurückzog für die Nacht, auf der Treppe mit dem Stallmeister, Herrn von Holk, zusammentraf, dessen Blick er den ganzen Tag wie eine weiche Last im Nacken gespürt hatte. Derselbe stellte sich ehrfürchtig an die Wand, um den Gebieter vorbeizulassen, sah denselben auch gar nicht an, sondern blickte bescheiden auf die Spitzen seiner tadellos sitzenden Reiterstiefel. Vielleicht war aber doch ein

leichtes, mitleidiges Zucken unter seinem rätlichen Schnurrbartgewesen, genug, der Herzog fühlte sich genötigt, ihm zu winken und dann, noch im Vorzimmer seiner Privatgemächer, wo die wartenden Lakaien lautlos auseinanderstoben, dem ergebenen Diener und Vertrauten klarzumachen, daß er sein eigener Herr, daß von Zwang oder Überredung keine Rede sei, daß ihn diese gespreizte Wichtigtuerei wegen der Erbfolge nur lächerlich dünke, und das Geschwätz scheinheiliger Hofprediger erst recht; und daß, wenn er auch seiner Mutter zu Gefallen die kleine Kusine mit dem spitzen Kinn zum Altar geführt, und es ja vielleicht auch das Vernünftigste gewesen sei, er sich seine Freiheit, seine Freude am Augenblicke nicht rauben lassen, sondern sie erst recht mit Argwohn, wie ein verbriestes Recht, behüten würde. Das möchten sich auch seine Untertanen gesagt sein lassen, nun er großjährig sei, ob er auch oft Langmut walten ließe, wo andere mit Strenge und Gerechtigkeit vorgingen — ihm sei nun einmal dies Zu-Gericht-sitzen und dieser unnatürliche Abstand zwischen Herrscher und Volk ein Greuel — aber zu toll dürften sie's auch nicht treiben, denn bei Übergriffen, da knackte etwas in ihm, da sei er fähig, ohne das geringste Bedenken seinem Gegner das Genick zu brechen . . .

Dies alles, von kurzen, etwas harten Handgebärden begleitet, wie sie lebhaften, unreifen Menschen eigen sind, die schon nach vielem zu greifen gelernt, aber noch

keine Zeit hatten, sich im Halten zu üben.

Vom Stallmeister gefolgt, war er sodann in seine Gemächer gegangen, um nach kurzer Zeit, gestiefelt und im dunklen Reitermantel, herauszukommen. Durch Seitengänge, eine Wendeltreppe hinab, schritten die beiden den Ställen zu.

Dieser warme Pferdedunst, als sie eintraten, hatte etwas Berausches. Hunde fuhren knurrend aus dem Stroh, Stallknechte schnarchten in finstern Ecken, von Herrn von Holks leisgrollender Stimme zurückgescheucht, wenn sie schlaftrunken herbeitaumelten, Strohhalm im Haar, rot und zwinkernd unter den tief hängenden Laternen.

Zwei Pferde standen bereit, gesattelt, mit den Köpfen nach vorn gestellt, mit dem tiefen, abenteuerlichen Licht in den Augen, das edlen Pferden in der Nacht zu eigen ist. Sie wieherten gedämpft, verstehend, als der Stallmeister in ihre Nähe kam.

»Du hattest schon satteln lassen, Holk?« sagte der junge Herzog, und eine kleine Wolke ging über sein Gesicht.

»Eurer Hoheit Wünsche sollen stets rasch in Erfüllung gehen, soweit sie in mein Departement gehören,« erwiderte der Stallmeister; und wieder legte sich sein Blick wie ein weicher, lastender Druck auf des Herzogs Genick, auf seine Arme und hastigen Hände, die eben am Kopfzeug des Pferdes nestelten.

»Ja,« sagte der Herzog und lachte ein bißchen schrill, »Wünsche darf man nicht kalt werden lassen.«

Auf einen leisen Ruf des Stallmeisters kam ein Stalljunge mit krausblondem Kinderkopf auf dem Nacken eines jungen Gladiators herbei und führte das Pferd des Stallmeisters, der selber mit dem seines Herrn voranging, ins Freie. Wieder fuhr ein Hund aus einer Ecke hervor, Gestalten richteten sich im Stroh auf, sanken wieder hinein in die Dunkelheit, das Rascheln, das leise Klirren, der warme, beißende Geruch blieben zurück.

Herr von Holk hielt dem Herzog den Bügel, dann sprang er selbst auf, der junge Stallbursche reichte ihm die Peitsche und blieb ganz starr und weiß im Mondlicht stehen und blickte ihnen nach, mit weichem Mund, mit überwachen, strahlenden Augen. Sachte ritten die beiden über den kiesbedeckten Hof. Die Fenster der jungen Herzogin glänzten. Da gab der eine sich einen Ruck. »Eine Stunde, Stallmeister,« sagte der Herzog, und seine knabenhafte Stimme klang dunstig in all dem Tau und der schwimmenden Klarheit.

»Alle Stunden meines Lebens, solange und soweit Eure Hoheit befiehlt,« sagte der Mann und grüßte. Und dieser stolzweiche Gruß war wie die Liebkosung einer Hand, die sehr leicht sein kann, weil sie sehr stark ist.

So ritten sie davon, über den tiefen Kies, daß es klang wie ein Beutel voll Silber, der leise aufschlägt bei jedem Schritt, und dann, sacht dröhnend, über die Brücke, und

weiter, nun fast ohne Widerhall, in schnellerem Tempo, über den Sammet der Allee, zwischen den großen, fleckigen Platanen, hinein in die weiße, schwimmende Ferne.

Das lockende Klingen

Als der Rattenfänger von Hameln und mit ihm die ganze Mäuseplage und all die Kinder der Stadt im Felsen verschwunden waren, der sich auftat und wieder schloß wie die Hand eines Zauberers, war lange Zeit kein Lachen und kein Singen mehr hinter den Stadtmauern zu hören. Denn fast in jedem Hause fehlten Kinder, und auch in denen, wo die ganz kleinen, im Wickelbände wohlverwahrt, dem Verhängnis entgangen waren, summten die Mütter nur leise ihr Liedchen beim Wiegen, daß es die Herzen der anderen nicht kränke.

Die Mäuse und Ratten waren freilich noch viel gründlicher ausgerottet worden, denn auch die kleinen Blindgeborenen hatten sich an den Schwänzen der Alten festgebissen, und waren von diesen ins Unheil fortgeschleppt worden. Die wenigen aber, die irgendwo in Fallen gefangensaßen und hinter ihren Gittern beim Locken der Pfeife die wildesten Sprünge ausgeführt hatten, wurden später von den Frauen mit Haß und Entsetzen totgeschlagen.

Ein lahmes Mädchen, das nicht rasch gehen konnte und voller Sehnsucht seinem Spielkameraden, dem Söhnchen des Bürgermeisters, nachgehumpelt war, kam

gerade dazu, wie sich die Felsspalte schloß. Es sah den Kleinen mit glühenden Wangen und großen, seligen Augen verschwinden, es hörte noch das wilde, süße Getön, das schon tiefer drinnen, aus kühlen Felsengängen lockte und hallte; aber selber kam es nicht mehr hinein.

Seine Eltern waren Schifffersleute; sie wohnten vor der Stadt am Fluß, wo die Wiesen schilfig wurden und es nach Moor roch, wo die Fischkästen unter den Brücken festgebunden waren und man die Fische hörte, die im Finstern mit den Schwänzen gegen die Wände schlugen. Dort führte es ein freies, sorgloses Dasein. Aber« oft ließ es die freundliche Bürgermeisterin abholen und mit deren Söhnchen auf dem Wall spielen und in der Herbstsonne Kastanien auflesen, oder im Frühling Schlüsselblumen pflücken und stundenlang dem Seiler zusehen, der rückwärts schreitend, wie eine große Spinne sich das Seil aus dem Leibe wand. Manchmal auch besuchten sie den Mann auf dem Schanztürmchen, von wo aus man weite Aussicht hatte und den Fluß sah, wie er sich wand und drehte, als sei es ihm leid, weiterzuziehen. Und der Türmer erzählte von dem feindlichen Reiterheer, das den großen Flachsschlag gewahr wurde, und der blühte bis zum Himmelsrand; da hätten die Soldaten gemeint, es sei das Meer ihrer Heimat, und in rasender Sehnsucht seien sie hinuntergesprengt und elend zerschellt.

An schönen Tagen nahm die Frau Bürgermeisterin die Kinder wohl auch mit in den schönen Garten ihrer Eltern,

der vor dem Westtor lag. Sie stammte aus einer reichen Kaufherrnfamilie, und in dem Garten waren viele fremde Pflanzen, Schilfarten und Vögel, die man sonst nur auf feinen überseeischen Kattunen abgebildet sah und die über Bremen und Lübeck hierhergelangt waren. Auch stand in dem Garten ein Teehaus mit Glöckchen am Dach, mit einer gemalten Tapete austapeziert, auf der immer wieder derselbe kleine, dicke Chinese über ein Brückchen ging, während die Chinesenfrauen sich fächelten und Tee tranken, und ein himmelblauer Weidenbaum seine Zweige niederregen ließ zum Wasser, wo drei Enten schwammen mit kleinen Helmen auf dem Kopf . . .

Hier hatte die Bürgermeisterin als Kind gespielt, hinter den Stockrosen und schwarzen Johannisbeeren hatte sie gesessen, als der freundliche, alte Bürgermeister gekommen war, um anzuhalten für seinen Sohn, und hier verbrachte sie dann manchen Sommernachmittag mit dem Häuschen und dem Marlenchen, das mit seinem verkürzten Bein wie ein lahmer Grashüpfer dienstwillig hin und her sprang und alles selig bewunderte.

In diesen Garten kam das Mädchen nun nie mehr, denn wenn auch die Bürgermeisterin zu sanft war, um ihm etwas nachzutragen, so fragte sie sich doch in ihrem Jammer immer wieder, wie es möglich gewesen, daß es das Häuschen, das doch so viel kleiner war, nicht festgehalten, oder warum es nicht um Hilfe gerufen hatte.

Denn da sie selbst jene wilde Musik nicht gehört, wußte sie nicht, daß das Mädchen, ob es auch angstvoll dem Gespielen nachgehumpelt war, doch auch dem Tone folgte, der sich, eine schwingende Saite, um das Herz wand und daran zog und zuckte, war es Qual, war's Entzücken?

So blieb es nun immer bei den Pflegeeltern, wortkargen Leuten, wie die Armut sie großzieht. Es wohnten aber noch andere Fischerleute am Fluß, der im Frühling oft über die Ufer trat und die Wiesen unter Wasser setzte, so daß man nur auf den schmalen Dämmen gehen konnte, wo die Weidenbüsche ihre glatten Zweige voll Silberkätzchen im seichten Wasser spiegelten; die großen Dotterblumen blühten dann, und Männer in Transtiefeln plünderten die Nester der Sumpfvögel auf den kleinen Schilfinseln.

Weiter ab, zur linken Hand, begann die Heide. Dort, am Waldrand, wohnte der Schinder, der das kranke Vieh heilte und besprach, und auch von Menschen mit verbundenen Köpfen, Kröpfen und lahmen Gliedern bei sinkender Nacht besucht wurde. Einmal hatte der Pflegevater das Marlenchen zu ihm geschickt, und angstvoll hatte das Kind vor dem langen, niederen Haus gestanden, in dessen Tor die Häute gefallener Pferde zum Trocknen hingen, und unter dessen Dach gebleichte Tierschädel mit langen, gelben Zähnen niedergrinsten. Auf einer Bank am Eingang dorrtten Kamillen in der

Sonne. Drinnen aber winselten eingesperrte Hunde, und ihr war, als geschähe dort, hinter geschlossenen Läden, ein Verbrechen wider das himmlische Licht.

Der Schinder, ein fahler, schwarzhaariger Mann, kam und fragte nach ihrem Auftrag, und nachdem er ihr die Salbe für den Vater gegeben, sagte er, er wolle ihr das lahme Bein gerade recken, und dabei streifte er die Ärmel zurück und blinzelte sie an. Da war sie weggerannt, voller Grauen, und hinter ihr her hallte sein kaltes, stoßweises Lachen.

Im Haus zunächst dem ihrer Pflegeeltern lebte ein Junge, der schon früh ein flinker Schiffer wurde und das Marlenchen in seiner rauhen, plumpen Art in Schutz nahm, und die Knaben verprügelte, die »lahmer Storch« hinter dem Mädchen herschrien. Er war kurz und stämmig gebaut, hatte das Gesicht voller Sommersprossen und helles Haar wie ein Stoppelfeld. Er war zu einem Schiffsbauer in die Lehre gegangen, und wie er nach ein paar Jahren seine Heimat wieder besuchte, waren die Pflegeeltern des Marlenchens tot und sie selbst sollte in der Stadt sich einen Dienst suchen. Da redete er mit seinen Eltern, daß sie es zu sich nähmen, und wie er immer seinen Willen durchsetzte, so geschah nicht nur dieses, sondern auch, daß er ein Jahr darauf das Mädchen zur Frau bekam.

Sie wurde ihm eine freundliche, dienstbereite Hausfrau, die still vor sich hinlächelte und es gern allen

recht machte, und in dem kleinen Haus, der sonnigen Werkstatt, wo es nach frischen Hobelspänen roch, ging es immer friedlich her. Die alten Leute waren nun längst mit dem Findelkinde ausgesöhnt.

Ein Jahr waren sie verheiratet gewesen, da wachte eines Nachts der Mann auf und merkte, daß der Platz neben ihm leer war. Wie er vors Haus trat, sah er die Frau barfuß, wie sie aus dem Bett gestiegen war, über die Dämme gehen. Er rief sie nicht an, denn er meinte, sie sei mondsüchtig, sondern ging nur still hinter ihr her. Nun bog sie links ein und ging an der Heide entlang, den schmalen, sandigen Weg bis zum Hause des Scharfrichters. Dort stand sie still, und im Mondlicht sah er, wie ihr Blick groß und starr wurde, voller Grauen, und sie beugte den Kopf vor, als lausche sie. Dann ging sie weiter, in den Wald, und er hinterdrein, bis sie in eine Lichtung traten, die von natürlichen Felswänden auf drei Seiten umgeben war. Sie ging taumelnd und doch sicher, bis zu einer bestimmten Stelle, wo sie niederkauerte und die Wange an den Stein legte, die Arme gegen den Fels gespreizt, wie einer, der dringend Einlaß begehrt. Der Wind fuhr über das fahle Gras, über die Wacholderbüsche, die koboldgleich zwischen den Steinen hockten, und aus den Fugen und Höhlungen der überhängenden Felsen schien es zu wispern und zu seufzen. Marlenchen schloß die Augen, es kam die Müdigkeit in ihr Gesicht, wie in das Gesicht kleiner,

aufmerksamer Kinder, wenn das Märchen gut ausgeht; sie seufzte ein paarmal schwer auf und sank um. Da trug sie der Mann voller Herzeleid nach Hause. Dort sprach und sang sie im Fieber.

Als es von ihr gewichen und sie wieder auf war und ihren Geschäften nachging, war sie kaum verändert, nur noch stiller und freundlicher als sonst; redete aber nie von jener Nacht, und als der Mann das Geschehene einmal erwähnte, wurde sie blutrot, und etwas wie gequälte Seligkeit glühte auf in ihrem rasch abgewandten Blick.

In den Jahren, die folgten, bekamen sie zwei Söhne. Während der eine dem Vater in allen Stücken glich, ein flinker Schiffer wurde und es später zu mehreren Fahrzeugen brachte, lief der andere, ein blasser, dunkeläugiger Knabe, lange ehe er erwachsen war, einem Volk Zigeuner nach, deren Geigenspiel ihn betört hatte, so daß er ihnen planlos von Dorf zu Dorf gefolgt war, ohne eigentlich die Absicht zu haben, dem Vater, der ihn bis zur Schwäche liebte und verzog, davonzugehen. Später soll er dann ein berühmter Geiger geworden sein, der vor der Kaiserin von Osterreich spielen und ihr und den schönen kleinen Erzherzoginnen die Hand küssen durfte. Dies alles hat aber das Marlenchen nicht mehr erlebt; es erfuhr nichts von des Sohnes Zigeunerleben und nichts von seinem späteren Ruhm, denn es war bereits gestorben, als dieser noch ein kleiner Junge war. Nur undeutlich vermochte er sich später der Mutter zu

erinnern, und wie er zu ihren Füßen an der Erde hin und her gerutscht war und mit glatten Flußmuscheln gespielt hatte, während sie nähte und flickte, und dazu eine fremdartige Weise sumgte, ein paar Takte nur, eintönig und seltsam, niemals aber deutlich und niemals ganz zu Ende.

Die kleine Prinzessin

Die kleine Prinzessin war sehr krank. Die Wachen raunten es einander zu, die alte Frau, die mit ihrem Eselwagen, mit Besenreisern beladen, vorbeikam, die Kinder, die mit Blättergirlanden um die Hüte hinter ihren Lehrern vom Walde heimkehrten, ja auch der verlumpfte Italiener, der vor dem Gittertor seinen Affen auf der heisern Drehorgel tanzen ließ — sie wußten es alle und spähten hinauf nach den geschlossenen Fenstern.

Das Schloß stand warm und grau auf seiner großen Terrasse; es war solch milder Spätherbst. Die Blätter lagen gelb und feucht an der Erde, die Gartenfrauen harkten sie zusammen und die Dächer des ausgestorbenen Badeortes blinkten herauf durch den weichen, blauen Dunst. Es kamen Wagen den Berghang heraufgefahren, schwere Wagen mit fetten, bedächtigen Pferden. Alte Herren stiegen heraus, mit Glatzen und Orden, Offiziere mit leise klirrenden Sporen, und feine, flüsternde Damen, alte und junge; siehielten zarte Taschentücher ans Kinn gepreßt. An dem großen Tisch im Vorraum stand ein weißhaariger Lakai, er rückte das Tintenfaß zurecht, er prüfte eine Gänsefeder auf dem Daumennagel. Und alle schrieben sie ihre Namen in das

große, lederne Buch, das auf dem Tisch lag. Und jeder, der geschrieben hatte, seufzte tief und sagte: »ja— ach ja« — und die Kleider der Damen rauschten, und es roch nach *eau de lavande ambrée*.

Oben lag die kleine Prinzessin, mit dickem, heißem Gesichtchen, und die Königin saß am Fußende, denn man sollte ihr ja nicht die Luft versperren, hatte der Medizinalrat gesagt. Die Königin hatte einen Zipfel ihres feinen Taschentuchs mit den Zähnen festgebissen, den anderen hielt sie in den Händen; sie fühlte nur« das Blut in ihren Schläfen pochen, sie hatte so viel gedacht all die Tage und Nächte, nun dachte sie nichts mehr. Der König stand am Fenster und sah hinunter auf den schmalen Privatgarten, der dem Publikum nicht geöffnet war. Er lag so still da in der Sonne. Nun trommelte der König auf die Scheiben den Hohenfriedberger Marsch, und fuhr zusammen über den Lärm, den er machte, und war ein Weilchen still — dann sah er sich einen Augenblick um — nein, nur nicht sich rühren; stillstehen, das war das einzige . . .

All die Puppen der kleinen Prinzessin saßen steif nebeneinander auf dem blauseidenen Kindersofa; es waren sehr viele, auch ein Schwedenjunge und eine kleine Mohrin waren dabei, und so niedliche Wickelkinder; eins besaß gar eine eigene winzige, silberne Wärmflasche . . . Die kleine Prinzessin war immer sehr gerecht mit ihren Puppen gewesen, da war

keine, die sich hätte beklagen können. Nun saßen sie aufrecht da, mit offenen Augen, schon seit drei Tagen; das war ihnen noch nie vorgekommen.

Die kleine Prinzessin aber sah gar nicht nach der Seite hin; ihre Augen blickten auf die Bettdecke, die machte Täler und Hügel, wo ihre kleinen Beine waren . . . und auf einmal war ihr's, als ginge sie auf der Bettdecke spazieren — war das nicht die große Wiese mit den Herbstzeitlosen . . . so weich unter den Füßen, man wurde recht müde — ja, und pflücken — das ging nicht.

Ach, auf einmal stand ja der alte Herr Doktor da, neben der Wiese, er sollte ihr pflücken helfen — sie bewegte leise die Lippen.

»Was befehlen Eure Königliche Hoheit?« — sagte der alte Mann (aber eigentlich sagte er: Was kann ich nur noch für dich tun, du armes kleines Mädchen?) . . . Da wurden ihre Augen ganz klar . . . ach ja, das war ja ihr Bett — und ihre Bettdecke, und dort am Fenster, der runde Rücken, war das nicht Papa?

»Papa,« sagte die kleine Prinzessin, und der König stolperte an das Bett; das Haar, das sonst glatt über die Glatze gebürstet war, hing über das eine Ohr herunter — er war ein recht alter, kummervoller Mann . . .

»Papa,« sagte die kleine Prinzessin und dehnte sich ein bißchen, »willst du mir das erlauben, wenn ich doch einmal *eine* Nacht bei Diana schlafen dürfte, in der Hundehütte, da ist Stroh, das muß schön sein.«

Aber den Wunsch konnte ihr der König nicht mehr

erfüllen, denn dann starb die kleine Prinzessin.

Silbernacht

Die Frauen wanderten, fächerförmig über die Wiese verstreut, im Monddunst dahin. Das Gras war schwer von Tau, aber so war's recht, denn die Kräuter müssen naß und glitzernd gepflückt und in ihrem eigenen Saft gesotten werden, sonst gerät der Trank nicht.

Die Alte, die sie anführte, ging seitwärts am Waldrand; dort, bei den großen Schierlingsständen, wo die Erde schwarz und moorig war, schnob und schnüffelte sie und murmelte allerhand sinnlose Worte, denn das gehörte zum Handwerk. Von Zeit zu Zeit aber lief sie im Halbkreis zurück, die Säumigen zusammenfassend und vorwärts treibend, wie ein alter, aufmerksamer Schäferhund.

Es war kein rechter Nachwuchs mehr. Früher, die jungen Hexen, waren anders gewesen. Wenn sie an die wilden Ritte dachte, damals, über die schlafende Stadt, über die einsamen Wälle hin, den klotzigen Turm streifend, wo die Gefangenen verzweifeln — immer weiter in den schwarzen Flor der Nacht hinein, und hinter sich, unter sich ließen sie all den Stumpsinn, die Grämlichkeit und Tyrannei. Ach, wie zahm war seither alles geworden. Nicht einmal ordentlich verfolgt wurden

sie mehr. In jener Zeit hatte man so seine drei, vier Scheiterhaufen in der Familie, das war wie ein Adelsbrief; die besten Kreise des Brockens taten sich einem auf. Aber nun! Höchstens bekam man eine Verwarnung oder wurde aus einem Dorfe gepeitscht, Zigeunern und Bänkelsängern zugezählt; es war kein Respekt mehr vor dem Satan. Nur noch zum Besprechen kranker Kühe taugte man; und dazu wär auch der Schinder gut gewesen.

Ja, der Schinder und des Schinders Tochter. Wenn sie die einweihen könnte und ihnen die alten Geheimnisse anvertrauen. Dann möchte nur der Tod kommen; keine bessere Nachfolgerin konnte sie sich wünschen. Sannchen sollte ihr Häuschen erben, ihren einäugigen Kater zu Tode pflegen und Augen und Ohren offen halten über den Unterdrückten im Lande.

Sie wandte sich um. Eine junge Magd zupfte sie am braunen, zerfetzten Rock. »Es ist spät, Rappholzin, wir müssen heim; die Kräuter legen wir Ihr auf die Bank vor die Türe, und morgen hol ich den Sud ab. Acht Krüge, denn einer ist für die Büttnerin; ihr Körtchen ist krank, sie hat nicht kommen mögen, ich sollt Ihr's bestellen.« — »Ist gut,« knurrte die Alte, »gehet heim zu euren Männern und Kindern; kocht Brei und hängt Windeln auf, für das quarrige Gezücht. Aber das war immer so. Wenn eure Großmütter schon die Nase zum Schornstein hinaussteckten, wenn die Windfahnen knarrten und der

Kater über den First schlich, da ist manch liebes Mal von unten ein Gequäk heraufgekommen; ja, dann fuhren sie mit der Hand nach der Brust: mein Kleines ist durstig — und fort waren sie, und bis zum nächsten Neumond mußten sie sichs Gelüst verbeißen. Aber die Zeit wartet nicht, und einmal hat jeder Tanz ein Ende.«

Die Weiber kamen, halb ängstlich, halb kichernd, und sagten der Alten gute Nacht. Man wollte ja gern ein wenig gruseln, und der Prediger durfte es nicht wissen, und seine sauertöpfische Frau erst recht nicht; aber so recht glaubten sie der Rappholzin doch nicht. Freilich, das Vieh besprechen und aus den Karten lesen, das verstand sie; und auch in Liebessachen wußte sie Rat, das war verbürgt. Aber daß sie vor mehr denn hundert Jahren mit der jungen Bürgermeisterin und der Tochter des Büttels auf Besen durch die Luft gefahren und sich in Gestalt von Saatkrähen in die große Pappel beim Fluß niedergesetzt hatten, wo ein Landstreicher, der im Graben lag, ihre Gespräche belauscht hatte (denn er war ein Sonntagskind und der Vogelsprache mächtig), wodurch große Schande und Jammer über die Stadt gekommen wäre, wenn er nicht, des Brandes einer Scheune verdächtig und überführt, seinen Frevel durch den Tod von Henkershand gebüßt hätte das alles konnten die gedankenlosen oder schwerfälligen Geschöpfe doch nicht für wahr halten; und wäre es nicht um den Verdienst gewesen, der not tat, die Rappholzin hätte ihnen am liebsten die Tür gewiesen,

wenn sie blöde grinsend mit ihren kranken Kindern kamen oder sie holten, weil die Kuh nicht fraß, oder die Magd keine glückliche Hand hatte mit dem Jungvieh.

Die Alte ging allein bis zum Ende der Wiese, die dort sanft anstieg, von der Landstraße begrenzt, fahl im Mondeslicht. Der Wald trat still zurück, das Silber floß ihm über die Wipfel; aber die waren so dicht, die Wurzeln blieben in tiefem Dunkel. Am Wegrand saß ein Mädchen, schwächling, der Zopf hing ihr über die Schultern in den Schoß hinab, auf dem ein großer Strauß Waldblumen lag; sie hielt den milchweißen Hals hintüber geneigt, den Mund halboffen, aber die Augendeckel waren geschlossen.

»Sannchen,« rief die Rappholzin, »was machst du hier? was bist du nicht daheim in deinem Bett zu dieser Stunde?«

Das Mädchen fuhr ganz leise zusammen, nun standen ihre Augen groß auf, blau und ratlos, aber ohne Furcht, wie von guten Kindern beim Erwachen.

»Was für schlimme Blumen hast du gesucht bei Vollmond!« fuhr die Alte fort. »Giftiges Zeug, Fingerhut und Nachtschatten; und da, das kleine, bläuliche Sternkraut, wo fandest du das? Ist selten hierzulande, ein mächtiges Kraut, kann Riegel öffnen und Ketten lösen.«

»Wie kann das schlimm sein, was so schön ist,« sagte das Mädchen und strich mit den Lippen über die Kelche. »Und wenn auch . . . Sieh, ich küsse den Tau aus jeder

Blume, denn ich bin so voll Glück, nichts Böses kann mich kränken. Ja, gesegnet sollen sie sein, die ich in dieser Nacht an meinem Wege fand.«

Die Alte sah das Mädchen an. War das Glück so über sie gekommen, daß sie nun starrte, als sähe sie ein Gespenst? Und es fiel ihr aufs Herz, daß Sanna in letzter Zeit so oft bei ihr gewesen und sie gar dringlich gebeten hatte, aus den Karten zu prophezeien.

»Komm mit mir über Nacht,« sagte sie. »Dein Vater wird aufwachen, wenn du heimkehrst, und dann schlägt er dich.«

»Mein Vater wird mich nie mehr schlagen,« antwortete Sannchen, ihre kleinen Zähne glitzerten feucht. »Noch gestern hätte er mich schlagen mögen, aber nun nie mehr.«

Die Alte knurrte; sie verstand sie wohl. »Wie lange wird er noch bleiben, der mit dem Mantel und dem Dreispitz, der nur im Dunkeln kommt!« sagte sie. »Und wenn er dann fortreitet, willst du hinter ihm herlaufen mit verstörten Augen und die Leute an den Kreuzwegen fragen: muß ich rechts oder links? Und willst du vor sein Haus gehen in der fremden Stadt? Dort stehen die Häuser stattlich um den Markt, der geht bergauf, und oben, recht wie eine Königin, steht die Kirche über den Staffeln. In den Häusern wohnen karge, blasse Frauen; Tür und Fenster halten sie versperrt. Sie haben Truhen voll Leinen, und Säulenbetten, und ihre Kinder schlafen in

geschnitzten Wiegen. Sie blasen den Staub von den silbernen Bechern, sie wiegen den Mägden Flachs zu, sie geben ihrem Kind einen schönen Apfel und sagen: ›Geh spielen, aber so die Gassenkinder mit dir reden, so antworte ihnen nicht.« Sannchen, was willst du da, was gehn sie dich an? . . . Es gibt auch eine Säule dort, unter der Kirche, neben dem Sankt Jürgen-Brunnen. Ei das ist ein luftiges Plätzchen, sag ich dir. Es führt ein Treppchen hinan, und droben kann man sich den Buckel wärmen von allen Seiten. Dort stehen die armen Sünder und dürfen sich noch einmal umsehen, eh man sie zur Richtstatt führt. Aber auch Landstreicher, alte, ganz alte, Sannchen, oder fahrende Fräulein, jung wie du, die sie aufgriffen auf der Landstraße. O, wie die Sonne sticht, so in den letzten Stunden, ehe der Abend kommt. Die Haare kleben dir am Kopf, die Augendeckel brennen dich, über dir fliegen die Markttauben, die Gassenbuben pfeifen, die Glocken dröhnen dir im Hirn. Niemand kommt, dich zu erquicken; keinen Becher Wasser reichen sie dir, nicht einen Schwamm voll Essig, daran zu saugen, wie sie ihn einst deinem verschmachtenden Heiland gereicht.«

»Was geht mich an, was da sein wird oder nicht sein wird,« sagte das Mädchen, und brachte nur mühsam die Worte heraus, wie im Schlaf. »Recht kann ich nur wissen, was *ist*, und dem will ich Treue halten. Rappholzin, ich hab des Gerbers Elslein im Strohkranz gesehen, der lag ihr weicher ums Haupt als die Krone aus Flitter und

Seidendraht, die die Predigersfrau den Bürgerstöchtern aufsetzt. Die Ähren machten ihr eine weiche Wulst gegen den harten Pfahl. Die Else sah so vor sich hin in die Luft, sie merkte nicht, was die Leute riefen; ihr Herz war weit von ihr, bei anderem Schmerz . . . der half ihr.«

»Sannchen, komm heim zu mir, ich geb dir einen Trank, daß du alles vergessest und dein Herz wieder leicht und leer sei wie ehemals.«

»Rappholzin, wie kann ich denn wissen, ob mir's auf Erden noch gefiele, wenn ich von ihm nimmer wüßte. Weißich doch nicht mehr, wie mir war, ehe denn ich ihn gekannt. Nein, glaubet mir, das Wagnis ist zu groß,« sagte Sannchen und lachte still aus.

»Höre denn,« sprach die Alte noch eindringlicher, »so geb ich dir einen Trank, den stärksten, den ich habe, den misch ihm unter den Wein, so wird er dir Treue halten bis zu seinem Tod.«

»O Frau!« sprach das Mädchen und sah sie groß an, und das war, wie wenn der Wind in eine träumende Fahne fährt und sie auseinanderschlägt, daß sie ihre Farbe bekennet mit Leuchten: »Was seid Ihr so alt und sahet so viel, aber wo blieb Eure Weisheit? Denn was soll das Trachten und Sorgen? Müssen wir nicht auch Gott lieben und wissen doch nicht, ob er uns wiederliebt? Wir armen Schelmen! Was soll mir der Platz zu meines Herrn Rechten bei Tafel und Prozession? Der ist nicht für meinesgleichen. Hab ich doch den Platz zu seiner Linken,

da meine Stirn an seinem Herzen ruhete, als draußen die Welt still ward und über Markt und Wiesen der Traum ging. Gäbet Ihr mir Euren Trank, und hätte . ich ihn auch bezahlt mit meiner ewigen Seligkeit, und säße nun am selben Tisch mit meinem Herzgeliebten — zu seinen Füßen hinschütten wollt ich die Zauberei und lachen dazu. Dann aber wollt ich ihm anderen Wein schänken, klaren, herben, und sagen: Ob du nun gehst, ob du nie wiederkehrst, heute war gut, habe Dank für heute!« Und sie drückte ihren Strauß mit beiden Händen an die Brust, und lächelte hinaus in das Silber und den Tau und schritt, ohne weiter auf die Alte zu merken, die weiße Landstraße hinab, dem Flusse zu, wo zwischen Weiden ihres Vaters verferntes Häuschen lag.

Zwei Tänzerinnen

Damals, beim ersten Lesen von Wildes traurig-prächtiger Salome, war es über mich gekommen, als hätte ich eine bittende Mädchengestalt wie diese schon einmal vor einem Herrscher tanzen sehen. Um eines Mannes Haupt. Und dann wußte ich auch wann und wo. Als Mädchen, fast noch Kind, hatte ich, still in meinen Winkel verkrochen, zugehört, wie Gisela Grimm ihr Drama »Das Herz der Laïs« meiner Mutter vorlas, die ihre Schwester war.

Und nun, da Wildes schillernde Worte die feine, ambraduftende Schlange, das jungfräuliche Königskind mit den fordernden Lippen vor mich hinmalten, schwebte jene andere Tänzerin, die ich früher gekannt, herbei, blaß erst, dann deutlicher, mit stehenden Augen, die kleine, weiche, früh gebrochene Laïs mit dem todkranken Herzen.

Dort alles heiß und gewürzt, wie Räucherwerk und dunkle Nelken und große, weiße Blütenkelche, in denen die kleinen Nachtmotten ertrinken. Silberne Pfauen tauschen über den mondhellen Kies, schwarze Riesen stehen Wache im Gebüsch; von grünen, beängstigenden Edelsteinen wird geredet. Man geht umher wie in

schweren Träumen; über den geschlossenen Höfen hängt der Nachthimmel wie ein Teppich, schwer von tausend Sternen; und die warme Lust bringt Betäubung, aber die Kühle bringt Schauern.

Laïs, was sagt *sie*? Und der Majordomus, dessen Worte wie eine sachte Wandeldekoration das Spiel begleiten, welche Bilder ruft er wach? Da kommen Wiesen mit Bienen und Honiggeruch, und das Himmelslicht, das »eine weite Ebene streifend, aufblitzend zeigt, wo Wasser ist, bis hin zum Horizont« —, Lämmer mit plumpen Wollbeinchen und Milchschaum am Mäulchen, und die allerersten Frühlingsblumen, die gelben und weißen, die mehr nach Erde riechen als nach eigenem Duft. Und wenn ein bacchantischer Zug geschildert wird: ob er auch von Wein trieft, es ist Tau in diesem Wein. Am Berghang kommt er gezogen, durch die reine, starke Nacht des Südens, wo all die herbwürzigen Kräuter lebendig sind; und ein kleines, honiggelbes Tigerkind mit weichen Tätzchen leckt das Traubenblut von der Wange der Tänzerin.

Bilder erstehen, die auch heut in südlichen Ländern um uns sind, wo das Feld noch bestellt wird wie in alten Bilderbibeln, wenn Adam zwischen Ulmen und Neben gräbt und Kain und Abel mit einem wolligen Hündchen spielen; wo die jungen Frauen beim Auswringen der Wäsche den Kopf so stolz zurückwerfen, als wären verbannte Königinnen.

Durch alles weht die linde Luft als Vermittlerin. Über die knospenden Hecken, auf denen der Lass ärmliche Mutter ihr Leinen breitet, durch die Hallen der Kaiserpaläste, wo Laïs, über die Brüstung gelehnt, das Käferchen fliegen läßt, bis hin zu den Felsen am Ufer des Styx, über die die Geister ziehen gleich Schatten windgejagter Wolken.

Neben der schmalhüftigen Salome mit den grausamen Brauen, mit den Goldringen um die feinen Knöchel und der Begierde, die zu Haß wird, im Herzen, tanzt Laïs, sonst wohl eine ganz gewöhnliche kleine Person, tanzt mit leise keuchendem Munde, gespannt und doch ein wenig ungenau, ach, mit klebendem Haar und todmüdem Herzen, so gut sie's eben noch vermag.

Denn auch sie tanzt um eines Mannes Haupt, um diesem Mann, der ihren Sinnen gleichgültig ist, sein bißchen armseliges Sklavendasein zu retten. Aus Erbarmen; weil sie es anders nicht erreichen kann. Und so tanzt sie sich den Tod.

»Erde, du unsere Mutter, sei begrüßt, und sei ihr leicht, der toten Tänzerin, sie hat auch dich nicht schwer gedrückt!«

Das stand in uralter Zeit aus einem kleinen Denkmal in Griechenland und ist verschwunden. Und eine solche Grabschrift hätte auch Laïs, Kaiser Neros kranke Tänzerin, verdient.

Der Zentaur

Übertragung aus dem Französischen des Maurice de Guerin.

Hier, in diesen Bergklüften, begann mein Leben. Wie der Fluß dieses Tales, dessen erste Tropfen aus dem Gesteine sickern, das in tiefer Höhle verborgen weint, entstand auch ich in der Finsternis unzugänglicher Stätte. Wenn unsre Mütter ihre Stunde nahe fühlen, ziehen sie sich in die Klüfte zurück, und dort in der Tiefe, in undurchdringlichen Schatten, gebären sie schweigend, ohne einen Klagelaut, ebenso schweigsame Kinder. Dank ihrer starken Milch überwinden wir mühelos die Anfechtungen der ersten Kindheit. Dennoch verlassen wir unsere Höhlen später als die Jungen der Menschen ihre Wiegen. Denn unter uns gilt der Glaube, daß es wohlgetan sei, die ersten Zeiten des Daseins, die von der Gottheit erfüllten, zu bergen und zu behüten. So wuchs auch ich in der Dunkelheit auf, in der ich geboren war.

Das Ende meiner Höhle lag so weit im Berginnern, daß ich ihren Eingang wohl nie gefunden hätte, wenn nicht die Winde, plötzliche Kühle und Erregung verbreitend, durch die Öffnung eingedrungen wären. Zuweilen auch kam meine Mutter heim, vom Geruch der Wiesen

umströmt oder triefend von den Gewässern, in die sie sich getaucht hatte. Sie sprach nicht von den Tälern und Strömen, deren Dunst sie heimgebracht, jede solche Heimkehr aber erregte mein Gemüt, daß ich unruhig im Dunkel umherirrte. »Welcher Art ist dies Außen, fragte ich mich, »diese Ferne, in welche die Mutter fortstürmt; welche Macht herrscht dort so gewaltig und ruft sie so oft hinaus? Und was ist's, das man dort fühlt, verschiedenes, entgegengesetztes, daß sie mir jedesmal in anderer Stimmung heimkehrt?«

Denn manches Mal kehrte die Mutter wie von tiefster Lust bewegt, manchmal aber schleppend, als trüge sie Wunden, in unsere Höhle zurück. Von weitem schon verriet es mir ihr Gang, und ihre Blicke strömten es mir zu, wenn sie Freude heimbrachte: ich fühlte die Kunde in meinem ganzen Sein. Aber ihre Niederschlagenheit teilte sich mir noch deutlicher mit, führte mich tiefer noch ins Ahnungsvolle hinein. In solchen Augenblicken offenbarten sich mir meine Kräfte durch Unrast, ich entdeckte in mir eine Gewalt, die in der Einsamkeit kein Genügen findet: dann reckte ich wohl meine Arme aus, mein Lauf in den hallenden Klüften wurde rascher, an den Hieben, die ich durchs Leere sausen ließ, an dem Stampfen meiner Hufe suchte ich zu erkennen, was es sei, das meine. Hände erreichen, zu dem meine Füße mich hintragen sollten.

Seitdem hab ich meine Arme um den Nacken anderer

Zentauren geschlungen, um die Rümpfe der Helden und die Stämme der Eichen sie gewunden; meine Hände haben sich an Felsen und Fluten erprobt, unzählige Pflanzen befühlt und die feinsten Schwingungen der Luft wahrgenommen, denn oft erhob ich sie in sternlosen Nächten, daß sie den leisesten Hauch erspüren und die Zeichen erkennen sollten, die mich im Dunkeln den Weg wiesen. Sieh meine Hufe, Melamos, wie sie rissig sind und abgenützt! Und dennoch, wie erstorben ich auch bin, in meinem höchsten Alter, dennoch gibt es Tage, da ich, wie einst in der Dämmerung meiner Kindheit, in vollem Licht über die Höhen rase, die Arme gerungen und emporgereckt, und meine letzte Kraft vergeudend.

Solche Stimmungen wechselten mit langen Pausen, während derer ich keinerlei Beunruhigung empfand. Nur das steigende Gefühl des Wachstums und der Lebenskraft erfüllte mich. Von dem Drang nach Raserei erlöst, in vollkommene Ruhe versunken, genoß ich die Guttat der Götter, die mich durchströmte. Denn Schweigen und Dunkel herrschen über dem heimlichsten Zittern des Lebensgefühls.

O Schatten dieser Klüfte, eurer lautlosen Obhut verdanke ich die Zucht, die mich stählte, eurem Schutze, daß ich das Leben kosten durfte, ungetrübt, wie's aus dem Schoß der Götter mir zuquoll. Als ich zum erstenmal aus euch hervortrat ins Licht, da taumelte ich ohn' es zu begrüßen, denn es überwältigte mich, nahm mich ganz zu

eigen, drang in mich ein wie ein gefährlicher Trank, und ich spürte, wie mein innerstes Wesen, bis dahin fest und einfältig, erschüttert ward und etwas seiner selbst verlor. Als suchte es sich aufzulösen in den Winden.

O Melampos, der du das Leben der Zentauren erforschen willst, was führte dich zu mir, dem Ältesten und Gramvollsten unter ihnen? Lang schon ist es her, daß ich ihr Leben nimmer teile. Ich verlasse den Bergkamm nicht mehr, auf den mich mein Alter beschränkt. Meine gespitzten Pfeile brauche ich, um Pflanzen zu entwurzeln; der stille Bergsee kennt mich noch, aber die Ströme haben mich vergessen.

Ich will dir aus den Tagen, da ich jung war, erzählen; diese Erinnerungen aber, dem müden Gedächtnisse abgerungen, rinnen nur spärlich, dem kargen Trankopfer gleich, das aus geborstener Urne sickert. Mit wenig Worten schilderte ich dir meine ersten Jahre; sie waren schweigsam und vollkommen: das Leben selbst, einfach und unverfälscht, war es, das mich tränkte, darum bleibt solches unauslöschlich und ist bald erzählt. Ein Gott, o Melampos, der uns sein Leben erzählen wollte — in zwei Worte würde er es fassen.

Meine Jugend ging rasch und ruhelos dahin. Ich nährte mich von Bewegung und kannte keine Grenze dafür. Im Überschuß meiner Kraft irrte ich in allen Richtungen dieser Wildnis umher. Einst, beim Vordringen in ein Tal, das nur selten von Zentauren besucht wird, erblickte ich

einen Menschen, der am gegenüberliegenden Ufer der Strömung folgte. Er war der erste, den ich gesehen, und ich schätzte ihn gering. Dieser — so sprach ich zu mir — gilt allerhöchstens eine Hälfte deiner selbst. Wie kurz sind seine Schritte, wie unbeholfen sein Gang! Seine Augen scheinen mit Unlust den Raum zu messen. Er muß ein Zentaur sein, der, von den Göttern bestraft, verdammt ist, sich in solcher Gestalt weiterzuschleppen.

Bei sinkendem Tag erfrischte ich mich in den Flüssen. Meine eine Hälfte im Wasser untergetaucht, bewegte sich in der Flut, die es zu beherrschen galt, während die andere sich häufig erhob und ich meine Arme über dem Wasserspiegel reckte. So, der Stunden vergessend, von den Wellen umspült, gab ich dem Zug ihrer Strömung nach, die mich, den scheuen Gast, in die Ferne trug und zu allen verborgenen Reizen ihrer Ufer führte. Wie oft überraschte mich die Nacht, wenn ich so die Ströme hinabtrieb, die unter immer breiter lagernden Schatten die nächtliche Gewalt der Götter hintragen in die fernsten Täler. Dann beruhigte sich mein Ungestüm, bis nur noch ein leises, gleichmäßiges Lebensgefühl mich durchrieselte; wie im Spiegel der Gewässer, die ich hinabtrieb, der Widerschein der Göttin, welche die Nacht durchheilt.

Melamos! ich bin alt, und ich trauere um die Flüsse. Friedlich und unaufhaltsam erfüllen sie ihr Geschick mit größerer Gelassenheit als die Zentauren, mit größerer

Weisheit als die Menschen. Wenn ich ihren Schoß verließ, begleitete mich ihre Frische, und nur langsam, gleich Wohlgeruch, wich sie von mir.

Blinde, zügellose Laune leitete meine Schritte. Mitten im rasenden Lauf überkam es mich dann, daß ich jäh innehielt, als hätte sich ein Abgrund vor meinen Füßen aufgetan oder als sei ein Gott vor mir ausgestanden. In solchem plötzlichen Erstarren wurde mir das Leben erst ganz fühlbar. Damals war's, daß ich mir Zweige von den Bäumen brach, die ich, dahinrasend, über meinem Haupte emporhielt; die Geschwindigkeit meines Laufs hob die Beweglichkeit der Blätter auf, nur ein leises Beben verblieb; aber beim geringsten Stillstand kehrten der Wind und die Unrast in das Laub zurück, und von neuem sang es an zu säuseln und zu schauern. So auch bei jeder Unterbrechung meiner stürmischen Flucht erschauerte das Leben in meinem Innern. Dort fühlte ich's rauschen und kochen, durch alle Adern das Feuer tragend, welches der Kampf mit dem Raum in mir entfacht hatte. Dann rangen meine klopfenden Weichen mit dieser Lebensflut, die sich gegen sie drängte, und verspürten jene höchste Wollust, die sonst nur den Meeresufern beschieden ist, ein zum höchsten Grad angeschwollenes und aufgeregtes Leben, ohne die geringste Einbuße zu umspannen und zu bewältigen. So stand ich manchmal, das Antlitz dem Winde zugewandt, der mir Kühlung brachte, und betrachtete den Gipfel der Berge, die wenig Augenblicke

in die Ferne entrückt hatten, die Bäume am Ufer, die Flüsse, diese dahinrollend in trägem Geström, jene dem Schoß der Erde eingewurzelt, unabänderlich, und nur in ihren Wipfeln den Lüften untertan, deren Gewalt ihnen Klagen entlockt.

Ich allein — sprach ich zu mir selbst — bin frei in jeder Gebärde und trage mein Leben, meiner Laune «folgend, von Tal zu Tal. Ich bin besser daran als die Wildbäche, die vom Gebirge stürzen, um nie dorthin zurückzukehren; der Donner meiner Hufe ist herrlicher als das Brausen der Wälder und das Rauschen der Flut; er ist der Widerhall des freistreifenden Zentauren, der selber seiner Schritte Ziel bestimmt.

Während auf solche Weise meine keuchenden Flanken den Rausch stürmischer Bewegung genossen, empfand ich gleichzeitig in meinem Rumpf den Stolz des Beherrschers, und, das Haupt zurückbiegend, konnte ich plötzlich innehalten und mein gewaltiges Kreuz, meine dampfenden Schenkel anstaunen. Die Jugend ist dem Lenzwald ähnlich, der vom Winde bedrängt wird: nach allen Seiten strecken sich die reichen Gaben des Lebens —und immer herrscht tiefes Gemurmeln in allen Blättern. Sorglos wie die Flüsse dahinlebend, im Talbett und auf den Gipfeln Kybeles Atem spürend, raste ich wie das blinde, ungefesselte Leben in wilden Sätzen umher. Wenn aber die Nacht, voll Götterfriedens, mich auf dem Berghang überraschte, lockte sie mich zurück nach dem

Eingang der Klüfte und brachte mir Ruhe, wie sie Ruhe bringt dem tobenden Meer; nur ein leises Wogen in meinem Innern zurücklassend, das den Schlaf verdrängte, ohne doch mein Ausruhen zu hindern.

Auf die Schwelle meiner Wohnung gestreckt, die Schenkel im Dunkel der Höhle geborgen, das Haupt unter nächtigem Himmel, folgte ich dem Spiel der Schatten. In solchen Stunden schien sich das fremde Leben, das mich während des Tages angefüllt, tropfenweis von mir loszulösen und in den stillen Schoß Kybeles heimzugehen, so wie nach überstandenerm Regenguß noch Tropfen von den Blättern rollen, um heimzukehren in die große, ewige Flut. Man sagt, daß in dunklen Nächten die Meergötter ihren tiefen Palästen entsteigen und, auf felsige Vorsprünge gelagert, ihre Augen über die Wasser schweifen lassen. So wachte auch ich, und zu meinen Füßen lag ein Stück Leben wie ein schlummerndes Meer. Dem vollen und bewußten Dasein zurückgegeben, schien mir's, als sei ich eben geboren und es hätten tiefe Gewässer, in deren Schoß ich erzeugt worden, mich auf dem Gebirge angespült, einem Delphin vergleichbar, von Amphitritens Fluten auf felsigem Ufer vergessen.

Meine Blicke irrten grenzenlos umher und hefteten sich auf die fernsten Punkte. Gleich ewig feuchten Ufern von der Flut, so blieb der Umriß der westlichen Höhen von dem Widerschein getränkt, den die Schatten nicht

gänzlich auszulöschen vermochten: Dort, im blauen Licht, ragten noch immer die kahlen, reinlichen Gipfel. Dort sah ich bald den Gott Pan, den ewig einsamen, bald den Chor der heimlichen Götter am Gebirge herabsteigen, oder eine Bergnymphe, nachtberauscht, stürmte vorbei. Dann wieder durchquerten die Adler des Olymps die höchsten Lüfte, um mit fernen Sternbildern zu verschmelzen, oder sie verschwanden in den Wipfeln heiliger Wälder . . . Und der aufgestörte Geist der Götter brachte plötzlichen Aufruhr in den Frieden uralter Eichen.

Du suchst nach Weisheit, o Melamos, die doch nichts anderes ist als die Kenntnis vom Willen der Götter, und du irrst unter den Völkern umher, wie ein Sterblicher, wenn ihn das Schicksal verwirrt. In dieser Gegend findet man einen Stein, der bei leisestem Berühren einen Klang gibt wie zerspringende Saiten; es erzählen sich die Menschen, Apollo hätte, als er einst in dieser Wildnis jagte, seine Leier auf solche Steine niedergelegt, darum sei ihnen dies Tönen verblieben. O Melamos, wohl mögen die umherstreifenden Götter ihre Leiern auf Felsen gestützt haben, aber keiner, keiner hat sie dort vergessen.

Damals zwar, als ich am Eingang meiner Höhle Wache hielt, glaubte auch ich Kybeles Schlummer überraschen zu können und vermeinte, die Mutter der Götter würde, von Träumen betört, mir ihr Geheimnis preisgeben. Aber

nie konnt' ich mehr erlauschen als Töne, die sich im Atem der Nacht verloren, dem Rauschen und Gurgeln der Flüsse vergleichbar.

»O Macareus,« sprach zu mir der große Chiron, dem ich im Alter Geleit gab, »wir sind beide Zentauren des Gebirges; aber siehe, wie verschieden ist der Inhalt unserer Tage. Du hast gesehen, wie ich mich täglich um das Suchen und Sammeln heilsamer Pflanzen bemühe; du aber lebst dahin wie jene Sterblichen, die, auf den Wassern treibend oder im Waldesdickicht verloren, ein Stück der zertrümmerten Flöte fanden, die Pan einst von sich warf. Sie führen es an ihre Lippen, und sobald sie den Geist der Wildnis, gleich einer geheimnisvollen Raserei, aus dem göttlichen Splitter gesogen, fliehen sie in die Einöde, tauchen unter in den Wäldern, folgen den Strömen, vermählen sich dem Gebirge, in ewiger Unrast einem unbegreiflichen Plan nachgehend. Die Stuten im fernen Scythien, die vom Wind begattet werden, sind nicht scheuer als ihr, nicht niedergeschlagener, wenn am Abend der Sturm sich gelegt hat. Suchst du die Götter, o Macareus, verlangst du der Menschen Ursprung zu wissen und wie die Tiere entstanden, und die Gesetze des ewigen Feuers? Siehe, der uralte Ozean, Vater aller Dinge, birgt das Geheimnis, ohne es je preiszugeben, und die Nymphen umringen ihn singend in unaufhörlichem Chor, der alles übertönt, was seine Lippen stammeln könnten, wenn der Schlaf sie löst.

Jenen Sterblichen, deren Tugend das Herz der Götter gerührt, schenkten sie Leiern, die Völker zu bezaubern, und Sämereien, die Erde fruchtbar zu machen; aber auch jenen blieb der Mund der Himmlischen stumm. Schon in meiner Jugend neigte Apoll meinen Sinn den Pflanzen zu, lehrte mich, heilende Säfte aus ihren Adern zu gewinnen. Seither bin ich den weiten Wohnungen der Berge treu geblieben, rastlos dem Auffinden heiliger Kräuter zugetan und ihre Tugenden anderen mitteilend. Siehst du von hier den kahlen Schädel des Berges Oeta? Alcides blößte ihn, um sich den Holzstoß zu errichten. O Macareus! Die Halbgötter, Söhne der Götter, breiten Löwenfelle über die Feuerstätten, und auf dem Gipfel der Berge verzehrt sie die Flamme. Das Gift der Erde verdirbt das Blut der Unsterblichen. Und wir Zentauren, die ein furchtloser Sterblicher im Schoß einer Rauchwolke erzeugte, die einer Göttin ähnlich sah, sollen wir von Zeus Erbarmen erwarten, er, der unser aller Väter zerschmettert hat? Der Geier wühlt ohn' Unterlaß im Eingeweide des Künstlers, der den ersten Menschen bildete. Ja, Macareus, es waren Räuber göttlicher Vorrechte, denen Menschen und Zentauren ihr Dasein schulden, und vielleicht ist alles, was sich außerhalb der Götter bewegt, nur ein an ihnen begangener Raub, armseliger Abfall ihres Seins, Samenstaub, ins Weite entführt durch den allmächtigen Hauch des Geschicks. Es wird erzählt, daß Egeus, des Theseus Vater, am Meerufer,

unter einem Felsen, Erinnerungen und Kennzeichen vergrub, die seinen Sohn auf die Spur seiner Herkunft leiten sollten. So auch versenkten die eifersüchtigen Götter das Zeugnis der Herkunft aller Dinge; und niemand weiß, an welches Ufer sie den Fels gerollt haben, der das Geheimnis begräbt.«

Also redete Chiron in seiner Weisheit. Dem letzten Alter anheimgefallen, nährte der Zentaur die erhabensten Gespräche aus seinem Geiste. Sein noch gewaltiger Rumpf war kaum merklich über den Weichen zusammengesunken, leicht gebeugt wie ein Baum, der lange den Stürmen getrotzt hat, und auch sein Gang ließ den Verlust der Jugend nur wenig erkennen. Man hätte meinen mögen, daß er noch immer die Funken der Unsterblichkeit bewahrte, die ihm Apoll verliehen und die er dem Gott zurückgegeben hatte.

Ich aber, o Melampos, gleite hinab ins Alter, friedlich, wie Sternbilder vergehen. Noch bin ich stark genug, die Höhe der Felsen zu erklimmen, wo ich gern verweile, sei es, um den ruhlosen Wolken nachzuschauen, sei es, um am Himmelsrand die regnerischen Hyaden, die Pleiaden und den großen Orion aufsteigen zu sehen. Aber ich erkenne, daß ich zusammensinke und immer rascher mich auflöse, gleich halbgeschmolzenem Schnee, der auf den Flüssen treibt. Bald werd' ich mich mit ihnen vermengen und mit ihnen dahingehen in der Erde mächtigen Schoß.

Endnote

* Aus »Des Knaben Wunderhorn«; diese Strophe dazu gedichtet.